



ACHT KURZE GESCHICHTEN
FÖRDERPREISE DER INTERNATIONALEN BODENSEE KONFERENZ 2009



VORWORT	5
René Munz	
ICH BIN REBEKKA FUCHS	6
Dorothee Elmiger	
EMMA	14
Lea Gottheil	
SPIELZEITENDE	20
Björn Kern	
EIN HAUS FÜR DEN RIESEN	30
Lukas Linder	
AIDA	36
Anna-Elisabeth Mayer	
UNENDLICHE WEITEN	50
Verena Roszbacher	
KLEINE DELIKATESSEN	62
Tabea Steiner	
BEFREIUNG	68
Frédéric Zwicker	
IMPRESSUM	87

Jury

Britta Loebell, München

Werner Morlang, Zürich

Mathias Ospelt, Vaduz

Prof. Dr. Hansgeorg Schmidt-Bergmann, Karlsruhe

Peter Surber, Trogen

Katharina Tanner, Basel

Elisabeth Tschiemer Faude, Lengwil

Dr. Roger Vorderregger, Bregenz

Peter Weber, Zürich

Vorsitz ohne Stimmrecht

René Munz, Kulturamt Thurgau

Acht Geschichten – acht Förderpreise

René Munz

Im Sinne der Förderung junger Kunstschaffender hat die Kommission Kultur der Internationalen Bodensee Konferenz (IBK) den Auftrag, jedes Jahr Förderpreise auszurichten, abwechselnd in verschiedenen Kunstsparten. 2009 wurde die Sparte Kurzgeschichten gewählt.

Insgesamt 17 Autorinnen und Autoren aus den zehn Mitgliedsländern und -kantonen der IBK wurden für diese Jurierung nominiert. Die eingereichten Kurzgeschichten durften noch nicht publiziert worden sein. Die Texte wurden anonymisiert, d.h. nur mit Kennwort versehen, einer Fachjury vorgelegt.

In der Jury, in welcher Fachleute aus allen beteiligten Ländern und Kantonen vertreten waren, wurden die Texte engagiert diskutiert, kritisiert und gelobt; die Meinungen waren oft nicht einstimmig. Schliesslich aber waren sich alle Jurymitglieder einig, dass die in dieser Auswahl aufgeführten Autorinnen und Autoren aufgrund ihres künstlerischen Potenzials einen Förderpreis verdient haben und dass jeweils einer ihrer Texte in einer Publikation abgedruckt werden soll – nicht lektoriert, sondern so, wie er auch der Jury zur Beurteilung vorlag.

Die Jury und die Kommission Kultur der IBK hoffen, dass alle Autorinnen und Autoren, die sich an der Jurierung beteiligt haben, durch diese Art der Kunstförderung motiviert werden, wieder einen Schritt weiter zu gehen und sich stets kritisch mit ihrem künstlerischen Schaffen auseinanderzusetzen.

Viel Erfolg – und allen Leserinnen und Lesern eine anregende Lektüre!



ICH BIN REBEKKA FUCHS
Dorothee Elmiger

„Du bist hoffentlich nicht ärgerlich gewesen, lieber Vater“, so fing er an, „dass ich ausgezogen bin, ohne mich zu verabschieden. Es reizte mich nämlich ganz riesig, einmal einen Streifzug jenseits jener Klippen, an denen ich mein Walross erlegt habe, zu unternehmen. Ich war deiner Zustimmung durchaus nicht sicher, da der Ausflug so völlig ins Ungewisse ging. Daher beschloss ich, lieber heimlich auf und davon zu gehen und dich dann nachträglich durch meinen Erfolg zu versöhnen.“

(Johann David Wyss, Der Schweizerische Robinson)

Ich setzte mich also in den Zug mit dem sämtlichen Geld meiner Eltern in den Taschen und dem alleinigen Ziel es auszugeben. Über die Schienen ratterten wir davon, hangaufwärts. Adieu, Vaterland. Oh Mutterschoss. Die Sonne raste am Horizont. Ich las einige Zeitungsartikel über die Krise, in der wir uns geradezu befanden.

Vor dem Fenster zogen Balkone vorbei, Balkone, Schweizer Balkone frisch beblumt, Strassen Dörfer Häuser und machten mich schwermütig. Ich hatte versucht eine gute Bürgerin zu sein. Ich hatte mich einer entsprechenden Bildung unterworfen. Ich hatte öffentlich mehrere Male meine Verbundenheit mit den Alpen erklärt. Ausserdem war ich Tätigkeiten nachgegangen, die mir nicht gefielen, aber doch verhinderten, dass ich dem Staat eine Bürde war. So hatte ich in einem Geschäft für auserwählte Gartenmöbel schwere Aufgaben erledigt und in örtlichen Gasthäusern älteren Herren, die mich noch nach alter Tradition „Fräulein“ nannten, Schnäpse eingeschenkt. Ich arbeitete viele Stunden und ging morgens um vier Uhr nach Hause als erschöpftes Bündel, nur der Mond über dem Dorf schien mir freundschaftlich auf den Scheitel. Genau so hatte auch mein Bruder alle Anstrengung unternommen, ein guter Landsmann und Eidgenosse zu sein. Es war ihm nicht geglückt. Am Pfingstmontag hatte alles ein Ende genommen. Nun blieb auch mir keine Wahl mehr.

Ich, Rebekka Fuchs.

Ich streckte meine Beine aus, während ich so durch die östliche Schweiz fuhr. Noch war mir alles bekannt, die Schmalspurbahn quietsche leise in ihrer steilsten Kurve.

Im Nachhinein zumindest, würde ich sagen, es sei mir nichts anderes übrig geblieben. Kein heroischer Einfall hätte sich meiner bemächtigt: Ich hatte keine andere Wahl!

Ich fuhr querfeldein. Nach einigen Stunden näherte ich mich der Landesgrenze bei Basel. Ich passierte sie, beinahe streifte ich dabei Frankreich.

Einmal befragte mich die Grenzpolizei nach Herkunft, nach Reiseziel und Zweck der Reise. Als Herkunft nannte ich das Dorf Appenzell, was auch durchaus der Wahrheit entsprach. Reiseziel: Hoek van Holland, sagte ich. Als Zweck der Reise nannte ich die Bildung, Belehrung und Erbauung, sowie die Verabschiedung von den Mühen und Schicksalen meiner bisherigen Jugend, was aber den Grenzpolizisten, die unwirsch vor mir standen, keine ausreichende Antwort war.

Ich, Rebekka Fuchs. Geboren an einem regenreichen Mariä Himmelfahrt, so regenreich, man fürchtete, die Berge würden zusammenstürzen, Erde rutschen, Steine schlagen und in reisserischen Gewitterbächen in die Tobel fallen. Ich, Tochter des örtlichen Seilbahnbetreibers Fuchs und seiner Frau, die zuvor schon einen Sohn geboren hatte. Das Haus, in dem wir lebten stand auf der Kuppe eines Bergs und die Bergwände fielen links und rechts steil ab. Ein Bach stürzte dahin. Der Vater des Vaters des Vaters hatte seinerzeit Brett für Brett auf den Berg getragen, Hammer und Nägel und Bretter und damit das Haus gebaut. Er hatte den Grundstein gelegt und die Balken gerichtet. Dabei die Hosentaschen

voller Nägel. Seine Frau hatte das Dach mit den Ziegeln gedeckt.

Ich, Rebekka Fuchs, lernte früh das Abwägen und das Halten des Gegengewichts, um das Haus auf der Kuppe vor dem Sturz ins Tal zu bewahren. Schon mit jungen Jahren fuhr ich hinauf und fuhr hinunter in der Seilbahn, mein waren Berg- und Talstation. Die Gämsen lehrten meinen Bruder und mich das Klettern, wir hüteten sie im Gegezug.

Mein Bruder war zwei Jahre älter als ich und er kam nach seinem Vater, das sagten alle und wenn sie das sagten, schüttelten sie die Köpfe. Obwohl: Mein Vater war kein Brandstifter, mein Vater war Seilbahnbetreiber. Mit ruhiger Hand geleitete er die städtischen Wanderer aus dem Tal auf den Berg und wieder zurück. Gewissenhaft ölte er die Drahtseile, hielt immer den Fahrplan ein und sprach mit sanfter Stimme den gesetzten Damen zu, wenn Wind aufkam.

Mein Vater war auch Jäger und Sammler, er verstand es zu pirschen und Fährten zu lesen, ausserdem hatte er das Wetter in den Knochen.

Von alldem verstand mein Bruder nicht sehr viel.

Um dem ausdrücklichen Wunsch des Vaters nach Naturverbundenheit nach zu kommen, versuchte mein Bruder es bei den Pfadfindern mit mir als Komplizin. Wir blieben ein halbes Jahr. Kurz vor Weihnachten zündete mein Bruder während des Appells die Strohsterne hinter den Fenstern des Pfadfinderheims an. Als die Sterne erloschen und verkohlt an den Schnüren von der Decke hingen, fing mein Bruder zu weinen an. Mein Vater fuhr mit seinem forstgrünen Auto vor, wir schworen der Pfadfinderbewegung ab.

Am 29. Mai dieses Jahres wäre mein Bruder dem 7. Hinterzeller Jägerregiment beigetreten. Stattdessen setzte er am Pfingstmontag die Jagdhütte auf Alp Höhen in Brand.

Ich bin Rebekka Fuchs, sagte ich also zu den Grenzpolizisten, und dass bei Hoek van Holland der Rhein in die Nordsee münde, und dass ich mir dort die Raffinerie und die Windräder am Ufer im Licht eines frühen Abends ansehen würde, und dann womöglich die Nachtfähre der Stena Line nach Harwich besteigen würde oder die Lastwagenfähre nach Killingholme in Lincolnshire.

Mehr sprach ich nicht. Ich hoffte, die Beamten würden mich in Frieden lassen. Ich nahm die Europakarte zur Hand und notierte mir die Namen der grösseren Städte unterwegs dem Rhein entlang, Strassburg, Karlsruhe, Mannheim, knapp vorbei an Wiesbaden, Koblenz, Bonn, Köln. Dann Düsseldorf, Duisburg. Arnheim, Rotterdam, Hoek, endlich!, Hoek van Holland.

Ich durchfuhr verschiedene deutsche Bundesländer, am frühen Abend machte ich einen Abstecher nach Frankfurt. Dort wurde es bald dunkel, ich betrachtete die leuchtenden Wolkenkratzer und die Bankentürme. Auf den viel-

spurigen Strassen zogen die Autos rote Lichtspuren hinter sich her. An den Ufern des Mains ging ich und trank ein Bier. Dann zählte ich das Geld, das ich auszugeben gedachte, bis mir nichts mehr bleiben würde und ich gezwungen war am Hafen von Hoek van Holland anzuheuern.

Ich hatte nun meine Eltern zurückgelassen hinter mir und den Hügeln, die das Land umgeben, ich hatte mich ausserdem an ihrem Geld bereichert. Jetzt lagen sie alle weit zurück, in der grossen Ferne. Über den Himmel legte sich ein leichter Frost.

Wenn er sich die Stiefel schnürte, sang mein Vater: Der Jäger, der nicht säuft, der Hund, der nicht läuft, und das Mädchen, das nicht stille hält – das sind die drei größten Wunder der Welt! Und dabei, sagte er immer, stellte er sich vor, wie es sein Sohn ihm gleichtun würde, die Stiefel schnürte und die Flinte schulterte. Wie sich sein Sohn mit dem 7. Hinterzeller Jägerregiment durch unwegsames Gelände kämpfte mit heldenhaftem Wagemut und Vaterland im Sinne.

Wir wussten: Das 7. Hinterzeller Jägerregiment ist ein Heer starker Männer. Wer aus der Reihe tanzt, wird mit dem sauberen Schuss aus dem Lauf einer Jagdflinte niedergestreckt. Aus der Reihe tanzt, wer schwach oder schwul ist, oder den heiligen Eid der Jäger verletzt, der Teil des jagdlichen Brauchtums ist und folgendermassen lautet: „So gelobe ich, zu beschützen den Namen meines künftigen Herrn und vernünftig, redlich und rühmlich zu dienen der löblichen edlen Jägerrey. Horrido – Joho.“

Nie also wäre mein Bruder dem Jägerregiment freiwillig beigetreten. Doch des Vaters Erlasse waren vorschriftsgemäss zu befolgen.

Allerdings war das 7. Hinterzeller Jägerregiment auf weitere zwei Jahre hinaus komplett. Mein Bruder war gezwungen seinen Dienst unterdessen im Tabakladen Sprenger anzutreten. Unter dem strengen Auge von General Tabak Sprenger verkaufte er dort Zigarren, Zigaretten und Zündhölzer. An guten Tagen füllte er Benzinflanzzeuge nach. Im kleinen Lagerraum reihte er sie in nur ihm bekannter Ordnung auf, zündete sich eine Zigarette an und machte sich dann ans Auffüllen mit Benzin aus dem grossen gelben Kanister.

General Tabak Sprenger war äusserst zufrieden, das Herz meines Bruders aber lief auf kleiner Flamme. Abends, nachdem er vom Dienst im Tabakladen nach Hause gekommen und auf dem Berg aus der Gondel gestiegen war, verfehlte ihn Vaters Blick vielsagend und er sass stundenlang blass und müde in der Ecke bei den fünf Bänden von „Brehms Tierleben“. An der Wand gegenüber hing Vaters ausgediente Flinte.

Später, mit dem bevorstehenden 29. Mai seiner Vereidigung im Hinterkopf, trug mein Bruder manchmal kleine Flaschen Benzin mit nach Hause ohne dass General Tabak Sprenger es bemerkt hätte und reihte sie im Keller der Talstation auf.

Ich ging durch Frankfurt bis zum lichten Morgen. Dann nahm ich mir ein Zimmer in einem Hotel am Hauptbahnhof für 39 Euro. Ich legte mich hin und schlief ein, während im Fernsehen eine Oper gezeigt wurde, die nach Puccini klang und mich noch im Schlaf ganz wehmütig machte.

O Puccini.

Am nächsten Morgen bestellte ich telefonisch eine Tasse Kaffee und ein Croissant. Während ich darauf wartete, schaute ich aus dem 6. Stockwerk auf die Strasse hinunter und rief den Namen meines Bruders über die Wipfel der Stadt. Der Wind fuhr mir über den Mund.

Mir, Rebekka Fuchs, der der Wind schon seit dem ersten Tag über den Mund und durchs Haar gefahren war – oben auf dem Berg, der von den Seilbahnen meines Vaters befahren wurde. Ich war damals eine Matrosin in der Luft, ich steuerte von Tal- zu Bergstation. Ich fürchtete auch nicht den stärksten Föhn, wenn er die Gondel fast von den Drahtseilen blies. Von fern sah ich die Ziegen auf ihren Trampelpfaden. Es bekümmerte mich nichts.

Bis der General Tabak Sprenger den rasanten Schwund an Benzin schliesslich doch feststellte und auch die Finger meines Bruders, die zitterten, während er sich Zigaretten drehte oder Streichholz um Streichholzbriefchen in seine Jackentaschen steckte. Bis schliesslich auch mein Vater, der Seilbahnbetreiber, auf die drohende Gefahr in Form kleiner Flaschen im Keller der Talstation aufmerksam wurde und unverzüglich prophylaktische Massnahmen einleitete.

Als Seilbahnbetreiber und freiwilliger Wildhüter kennt mein Vater die Gebrechen und Leiden des Wilds, sowie der Wanderer und weiss Bescheid über das Rabiesvirus und die Hasenpest, auch mit Stimmung und Gesinnung der ausländischen Gäste ist er vertraut, nur meinem blassen Bruder stand er ratlos gegenüber.

Schlussendlich aber ist mein Vater ein Mann der Tat. Es war ein Samstag, zwei Tage vor dem 29. Mai, als ich meinen Bruder zum letzten Mal sah, er ging unter der Fuchtel des Vaters gezwungenermassen den Weg Richtung Alp Höhen.

Ich fuhr weiter. Mainz, Mainz oh Mainz und von Mainz nach St. Goar vorbei am berühmten Felsen der Loreley. Ich ass weitere Croissants, die ich im Bordbistro kaufte und sang leise das Lied über die Loreley. *Ich weiß nicht was soll es bedeuten, Dass ich so traurig bin*, direkt nach Heinrich Heine. Dann verstummte ich, trank einen Schluck Kaffee, und schaute aus dem Fenster. Später begann ich von Neuem an anderer Stelle: *Den Schiffer im kleinen Schiffe, Ergreift es mit wildem Weh; Er schaut nicht die Felsenriffe, Er schaut nur hinauf in die Höh.*

Beinahe hätte ich gelacht, unter dem Felsen der Loreley. So setzte sich die Reise fort. Und so setzte sich die Reise fort, die Reise, die grosse Reise nach Hoek van Holland. Ich passierte die Stadt Koblenz, die ich immer an ganz anderer Stelle vermutet hatte, durchquerte eine Ebene und gelangte dann nach Bonn, das Geld meiner Eltern wurde nun in immer grösserer Geschwindigkeit weniger.

Und ich, Rebekka Fuchs, ich erinnere mich: Der Tag danach, Pfingstsonntag, war ein regnerischer Tag und mein Vater schaute stündlich zufrieden mit dem Feldstecher aus dem Küchenfenster Richtung Alp Höhen. In seiner Hosentasche klimperten die Schlüssel zu fünf Vorhängeschlössern. Sauschluderi, murmelte er.

Am beschwingten Gang der Frauen in Bonn erkannte ich, dass sie das Stimmrecht schon 71 Jahre früher erhalten hatten als die Frauen im Ort meiner Geburt. Ich setzte mich an den Rhein und dachte nach. Mein Name war Rebekka Fuchs, soviel war klar. Erfolgreich hatte ich alle Reifeprüfungen abgelegt, öffentlich hatte ich meine Verbundenheit mit den Alpen erklärt. Es hatte alles ja einen guten Anfang genommen. Jetzt begann es fein zu regnen, fast unbemerkt auf der Oberfläche des Flusses. Ein Jogger lief ausserordentlich langsam an mir vorbei.

Im Nachhinein würde ich sagen, ich sei weggegangen, aus Protest. Kein heroischer Einfall hätte sich meiner bemächtigt, gar nicht viel hätte ich überlegt. Es sei mir nichts anderes übrig geblieben.

Als ich dann einen nächsten Zug bestieg, und als ich dann die Stadt hinter mir zurückliess, die langsam in den Abend sank und sich ein letztes Mal noch aufraffte und im Posttower die Lichter anzündete –

Als am Abend des Pfingstmontags die Jagdhütte plötzlich in Flammen stand, rückte das 7. Hinterzeller Jägerregiment in geschlossenen Reihen und hohem Tempo gegen Alp Höhen vor. Ich stand auf der Aussichtsplattform über dem Alpenkräutergarten und mein Vater nahm mir den Feldstecher aus der Hand und gab ihn nicht mehr her.

Ich war nun weit weg vom sogenannten Heimatland. Die Entfernung zeichnete sich mir vor Augen klar ab. Hier wurde das Land flach, hier ass ich ein Matjesbrötchen im Bistro der Bahn. Ich ward seit Tagen durch die Luft geschleudert, kam dann aber auf den Füessen zu stehen.

In Rotterdam, wo ich die Nacht in einem kleinen Zimmer am Bahnhof zubrachte, das kaum grösser war als das darin enthaltene Bett. Die Treppen dahin waren verwirrend und unmöglich wiederzufinden beim nächsten Mal.

Und ich, Rebekka Fuchs.

Das Jägerregiment ist ein Heer starker Männer, aber diesmal kam es zu spät. Die Jagdhütte brannte bis auf die Grundmauern nieder. Das geplante Zeremoniell zur Vereidigung meines Bruders musste abgesagt werden.

Es war nicht mehr weit bis Hoek. Was dann geschehen würde, war mir nicht bekannt. Vielleicht würde ich die Nachtfähre der Stena Line nach Harwich besteigen oder die Lastwagenfähre nach Killingholme in Lincolnshire.

Dorothee Elmiger, geboren 1985 in Wetzikon/Zürich, aufgewachsen in Appenzell.

Einjähriger Aufenthalt in New Hampshire, USA. Studium am Schweizerischen Literaturinstitut in Biel und am Deutschen Literaturinstitut in Leipzig. Lebt in Leipzig. 2009 Stipendiatin des 13. Literaturkurses in Klagenfurt. Mitherausgeberin der Anthologie *DORF* (2009). Veröffentlichungen: *Üblicher Horizont* (in *Bella triste* 2008); *Topographische Notizen. Eine literarische Reportage* (in *Neue Wege* 2009); *Sah nie ein wildes Tier* (2009); *Über die Umstände meiner Jugend* (in *DORF* 2009).



EMMA
LEA GOTTHEIL

Wie viele Neujahrsnächte habe ich gefeiert und feiere sie heute immer noch mit denen, die Prag noch nicht verlassen haben.

Vero geht langsam, ihr Knie ist steif. Sie steckt sich immer noch einen Dutt, schminkt sich die Lider golden. Als wolle sie ihren Wert unterstreichen. Kristyna wartet auf ihren letzten Atemzug und während sie wartet kocht sie Knoblauchsuppe, FruchtknedeL. Die bringt sie in die Obdachlosenküche. Den Rest bringt sie Vero und mir. Jeden Tag. Wir trinken dann Kaffee um den Kaffeetisch mit der blauen Mosaikplatte, den Petr und ich vor gut 60 Jahren zu unserer Hochzeit bekommen haben.

Dieses Jahr werden wir wieder Silvester zusammen feiern. Vero staubt die Möbel ab, sofern sie die feine Schicht noch erkennen mag, mit ihren 86-jährigen Augen. Ich poliere den Holzboden, weil ich von den drei Frauen die beweglichsten Glieder habe. Morgendliche Übungen. Dann koche ich eine Kartoffelsuppe mit Pilzen. Vero ist für den Hauptgang zuständig. Kristyna bringt an diesem Abend keine FruchtknedeL. Sie backt Palatschinken und serviert sie mit Pflaumenmus. Dann setzen wir uns vor den Fernseher, den Vero und ich uns von unserer mageren Rente abgespart haben. Um 23 Uhr fallen Kristyna die Augen zu. Vero und ich trinken noch ein wenig Champagner, um Punkt Mitternacht aufs Leben – das Vergangene – anzustossen.

So wird Silvester nächste Woche bei uns in der kleinen Altstadtwohnung gefeiert und jedes Mal kosten wir die Minuten aus, denn wir wissen nie, ob es noch einen Silvester zu dritt geben wird.

Es gab Neujahrstfeiern, da sind wir nach dem Mahl mit unseren Männern durch die Prager Strassen gezogen, haben auf der Karlsbrücke mit Fremden angestossen und waren plötzlich alle ein Volk, eine Stadt, die ja nur die Hoffnung auf Gesundheit teilte, die Hoffnung auf ein beschwerdefreies, segenreiches Jahr.

Die Männer sind dann doch krank geworden und nach und nach besuchten wir sie auf dem Friedhof. Mein Petr ist am frühesten gegangen. Lungentzündung.

Es gab eine Silvesternacht, die kommt mir immer in den Sinn, wenn das Jahr seine letzten Tage zählt. Ich behalte sie für mich. Kann sein, meine Freundinnen würden nicht verstehen, warum ich sie mit anderen Erinnerungen mit ins Grab nehme. Wenn ich sie nun erzähle, verändert sie sich vielleicht ein bisschen. Wird grösser und schwerer, wie das Herz, wenn es altert.

Als Mutter mich am Morgen weckte, machte sie ein geheimnisvolles Gesicht. Emmicka, guck nach draussen, da wartet eine Überraschung auf dich. Ich dachte, Mutter hätte mir ein Neujahrsgeschenk gemacht und wunderte mich, dass sie damit nicht bis zum Silvesterabend warten konnte. Ich lief zum Fenster. Mutter stellte mir sofort meine Pantoffeln hin. Ich war ein zartes Mädchen, das sich bei jedem Windhauch einen Schnupfen holte. Unser Innenhof hatte sich über Nacht verändert. Auf der Schaukel lag eine kuchendicke Schicht Schnee. Und es schneite immer noch. Ich öffnete das Fenster, um eine Flocke auf meiner Hand schmelzen zu sehen. Mutter schloss es sofort wieder und legte mir mein Lieblingskleid aufs Bett. Ich fragte sie, ob ich meine goldenen Ohrringe mit den 3 blauen Steinen dazu in die Ohren stecken dürfe. Meine Eltern hatten sie mir zum Namenstag geschenkt und die drei blauen Steine erinnerten mich an Vergissmeinnicht. Mutter erlaubte es mir. Ich wollte, dass mich Onkel Tomas wieder „meine Prager Prinzessin“ nannte.

Onkel Tomas brachte seine wehleidige Frau Ilona mit und die Gänseleberpastete. Ich mochte es nicht, wenn die Tafel mit dem weissen Tuch gedeckt war und überall Kerzen brannten. Das verhiess ein langes Abendessen, an dem die Erwachsenen so viel redeten, dass sie vergassen, sich die Bissen in den Mund zu schieben. An Neujahr wurde zuerst die Leberpastete auf Weissbrot geschmiert, dann servierte Mutter ihren Heringsalat, später wurde Fischsuppe mit Gemüsestreifen aufgetragen, es folgte der Schweinebraten, umringt von Semmelknödeln und Sauerkraut, Rindergeschnetzeltes an Knoblauchsauce, Kartoffelpuffer. Später dann: Palatschinken mit Pflaumenmus. Mohnkuchen. Alle stellten sich später verstohlen vor den Badezimmerspiegel und schabten sich die Samen aus den Zahnritzen. Nein, ich mochte diese Neujahrstessen nicht. Ich durfte nicht von der Gesellschaft weggehen und hatte nicht einmal einen Cousin, mit dem ich unter dem Tisch die Füsse von Tomas hätte kitzeln können. Die Verwandten machten mir kleine Geschenke: Eine winzige Porzellanpuppe mit denselben hellbraunen Locken, wie ich sie hatte. Zucker-

werk, ein kleiner Teddybär, der brummte, wenn man ihn leicht schüttelte. Ich war das einzige Kind in der Verwandtschaft. Tomas und Ilona liebten mich wie ihre eigene Tochter.

Man ging ins Mokkazimmer, wo Vater Zigarren anbot und sich eine Pfeife ansteckte, die ich liebte, weil sie nach Vanille roch. Mutter reichte die winzigen Schnapsgläser herum. Ich begriff nie, weshalb man von einem Getränk nur so wenig servierte und weshalb alle nach dem Trunk das Gesicht verzogen und darauf zufrieden lächelten. Ich lachte nie, wenn ich scheusslichen Hustensaft trinken musste. Endlich redeten sie nicht mehr über das Land und seine Regierung. Wir sangen Volkslieder und Onkel Tomas schaukelte mich auf seinen Knien. Mutter reichte noch eine Runde Schnaps. Wir teilten uns in zwei Gruppen auf, spielten Scharade. Ich konnte sehr gut vorspielen, „Badewannenschaum“ zum Beispiel. Vater schaute auf die Wanduhr, deren Zeiger gütig Richtung zwölf gerückt waren. Mutter holte die Kiste.

Alle zählten wir die Sekunden. Selbst Ilona vergass, dass sie ihre Stimme schonen musste, weil sie dauernd erkältet war. Drei, Zwei, Eins, Null! Mutter nahm mich in den Arm, küsste mich und wünschte mir ein fröhliches, glückliches, Neues Jahr. Dann griffen wir in die Kisten, setzten uns gegenseitig Papiermützen auf die Köpfe, behängten uns mit Papierschlängen. Tomas stieg auf einen Stuhl und liess Papierflitter regnen. Heute denke ich, sie haben mir zuliebe einen kindsgerechten Silvester gefeiert. Die Prinzessin Emmicka war ein guter Grund für Ausgelassenheit.

Wer kommt mit zur Karlsbrücke? Rief Vater. Alle gingen wir mit. Mutter legte mir meinen blauen Mantel mit dem Pelzkrägelchen um. Die Papierhüte behielten wir auf.

Wie froh war ich, wenn ich den Weg zur Karlsbrücke mit meiner Familie machen durfte! Meist ging ich den Weg mit ein paar Jungen von unserer Schule. Sie zeigten auf den Dachboden der Altneu-Synagoge und schrien: Der Golem erwacht! Dann rannten wir alle um unser Leben. Ich fürchtete, eines Tages könnte der Golem von unserem Geschrei tatsächlich erwachen und vor lauter Wut, dass man ihn geweckt hat, wieder alles kurz und klein schlagen.

Die Karlsbrücke musste vor lauter Menschen so schwer sein, dass sie das Gewicht unserer kleinen Gruppe nicht auch noch tragen konnte und also einstürzen müsse, meinte Onkel Tomas. So stapften wir weiter durch den Schnee, der das Gelächter und die Schreie behutsam dämpfte. Etwas Schnee war in meine Stiefel gekommen und meine Strümpfe waren nass. Ich beschloss, Mutter nichts davon zu sagen, sonst hätte sie mich sofort wieder nach Hause getragen. Onkel Tomas und Ilona nahmen mich in ihre Mitte, hoben mich über die grössten weissen Hügel. Als ob ich eine Schwalbe war, so leicht trug mich diese Nacht. Mutter holte Gläser und Champagner aus ihrer Stofftasche. Ich bekam einen winzigen Schluck. Das ist Gold, deshalb kratzt es ein wenig im Hals, erklärte mir Tomas. Pfui, da mochte ich Brause tausendmal lieber! Wie

bedächtig es die anderen trinken konnten, wie sie dabei immer lauter wurden. Ilona fragte mich, was ich mir denn für dieses Jahr wünschte. Nichts, sagte ich und im Stillen wünschte ich mir, dass Mama und Papa bei keinem Unfall ums Leben kommen würden und guckte so streng in den Himmel, wie es nur ging.

Mutter wollte nach Hause, aber die anderen bettelten wie Schulkinder, man möge noch ein wenig bleiben, der klare Himmel und der Schnee und je länger man aufbliebe, desto beglückender werde das Jahr. Also ging es weiter Richtung Graben. Die Luft war eisig, aber so frisch, dass ich keine Müdigkeit verspürte. Na so was, da hat sich noch eine Flasche Champagner in meine Tasche geschlichen, rief Mutter. Und also hoben alle ausser mir wieder die Gläser und liessen Mutter hochleben.

Ich wollte ihn ganz bestimmt nicht mitten in sein Gesicht werfen. Und doch muss mich etwas an seinem Gesicht so gereizt haben, dass es einfach nicht anders ging. Der Junge guckte derart neugierig zu unserer Gruppe, dass ich etwas unternehmen musste. Sofort bückte er sich und schoss zielsicher zurück. Nun begann auch Onkel Tomas sich zu bücken. Alles stob auseinander, formte Schneebälle. Ilona auf Mutter, Vater auf Tomas, Tomas auf den Jungen, der Junge auf mich. Die Gläser und Flaschen versanken im Schnee. Nun schneite es in dicken Flocken weiter, man konnte sein Gegenüber beinahe nicht mehr sehen. Der Junge behielt einen Schneeball in seiner Hand, steuerte auf mich zu. Quietschend rannte ich von ihm weg. Er verfolgte mich in die Passage des grossen Bazars, wo das Panorama war. Endlich blieb er stehen, liess mir Zeit um Luft zu holen. Meine Lunge schmerzte, aber das war jetzt gleichgültig. Als wir wieder sprechen konnten, fragte er mich, ob ich schon mal im Panorama gewesen war. Ja, hundertmal, antwortete ich. Das war natürlich gelogen. Meine Eltern hatten mich einmal zu meinem Geburtstag und einmal, als ich mir das Knie schlimm aufgeschürft habe, mitgenommen. Die Elefantenjagd in Afrika hatte ich bereits gesehen, Vater hat mir alles über die Wüste und Fata Morganas erzählt. Ich prüfte im Spiegel, der in einer Nische zwischen zwei Auslagekästen angebracht war, ob mein Papierhut richtig sass. Das Gesicht des Jungen erschien im trüben Licht neben mir. Er hatte grosse Augen und lachte breit. Für einen Moment überlegte ich mir, ob wir heiraten sollten. Dann aber packte er mich bei der Hand, ich entwand mich, griff an mein Ohrläppchen, weil es sich auf einmal so leicht anfühlte. Meinen Ohrring! Ich hatte meinen Ohrring bei der Jagd verloren! Der Junge hörte auf zu lachen, fragte, wie er denn ausgesehen habe. Gold, mit drei blauen Steinchen, erklärte ich weinerlich. Bei dieser Gelegenheit stellten wir uns vor, Emma, und... an seinen Namen mag ich mich beim besten Willen nicht erinnern. Ich weiss nur noch, dass Mutter dazwischen kam und irgendwie suchten wir dann alle nach dem Ohrring. Wie tat mir der Junge leid, der flink die ganze Passage absuchte. Und doch brachte ich es nicht fertig, ihm zu sagen, dass es nicht seine Schuld war, ich hatte ja die ganze Jagd begonnen. Hätte ich nicht diesen Schneeball geworfen, wäre

der Schmuck nicht verloren gegangen. Nun aber war die ganze Gesellschaft böse mit dem Jungen und also würden wir nicht heiraten. Vielleicht aber war dieser Junge diebisch veranlagt. Seine Hosen waren an den Knien abgewetzt. Die Jacke und sein Schal waren von verschiedenem Schwarz und von seinen Schuhen war die Farbe abgeblättert. Vielleicht steckte das Stückchen Gold in seiner Jackentasche und er brachte es ins Diebesnest. Dann aber rief er, dass er ihn gefunden habe. Wo genau, weiss ich nicht mehr. Ich weiss nur, dass ich ihm den Ohrring abnahm, in mein Ohrloch steckte und grusslos mit meiner Familie davon ging. Zum ersten Mal in dieser Nacht spürte ich Müdigkeit. Zuhause zog ich die Ohrringe aus meinen Ohrläppchen, legte sie auf den blauen Samt des Schmuckkästchens, betrachtete sie. Sie brillierten in anderem Licht und das Vergissmeinnichtblau der Steine gehörte nun ganz zu dem Jungen. Was bewog ein zwölfjähriger Knabe allein so spät in der Silvesternacht durch wirbelnden Schnee zu gehen? Dabei sah er nicht einmal traurig aus. Als gehörte er zu diesem Schnee, dieser Nacht, als konnte er jeden Stein Prags und hatte sich mit ihnen verbündet. Bestimmt hatte er keinen Onkel Tomas, der ihm Zuckerwerk und Teddybären brachte. Und doch schrubkte ihm bestimmt niemand die Fingernägel, hielt nach ihm Ausschau, wenn er sich beim Schlendern oder Spiel vergass. Konnte sein, er hatte zuhause eine Stiefmutter, die er nicht mochte und also so viel Zeit wie möglich auf der Gasse verbrachte. Vielleicht aber hatte er derart viele Geschwister, dass es nicht auffiel, wenn er alleine seine Wege ging. Wie wünschte ich mir einen Bruder! Er und ich, wir hätten uns verschwistern können.

Was wäre gewesen, wenn mein Ohrring nicht verloren gegangen wäre? Die Mutter wäre nicht so bald auf uns aufmerksam geworden. Wir hätten einander verraten, wo wir wohnten. Dann hätten wir uns jeden Tag um das Panorama jagen können. Wir hätten uns gemeinsam die Bilder angesehen und uns geschworen, sobald wir älter wären, die Wüste und die holländischen Windmühlen zu suchen.

Jeden Tag hielt ich nach dem Jungen Ausschau. Oft glaubte ich, unter einer Schirmmütze seine Augen entdeckt zu haben. Mussten in Prag alle zwölfjährigen Jungen die gleichen dunklen Jacken tragen, dieselben abgewetzten Hosen? Wir begegneten uns bis zum heutigen Tag nicht.

Petr und ich trafen uns im literarischen Salon, den Vero zweimal monatlich gab. Wir gerieten wegen einer Sache um den Schriftsteller Meyrink aneinander. Als sich die Gäste nach und nach bei Vero verabschiedeten, setzten wir unsere Diskussion im Café „Edison“, wo Kafka zu verweilen pflegte, fort. Dies schien Petr ein würdiger Ort zu sein, um mir Geständnisse zu machen. Petr war etwas kleiner gewachsen als ich. Ich liess mich von ihm zum Altar führen. Er hatte die Neugierde eines Wildfangs und die Ruhe einer Heiligenstatue auf der Karlsbrücke. Bis zu seinem letzten Tag.

Wenn Petr und ich uns stritten, ging ich durch Prag, um Luft zu bekommen, die Gedanken zu ordnen. Dann schaute ich nach dem Jungen aus, der mittlerweile zu einem Mann gewachsen sein musste. Fegte er den Schornstein auf diesem Dach? Pflanzte er Gemüse in jenem Garten? Verborg er sich in böhmischen Wäldern und lebte da ein Poetenleben? War er aus dem Land geflüchtet, wie so viele, hatte er womöglich Tropfen jüdischen Bluts in sich und hätte ich mit ihm fliehen müssen, wäre unsere Begegnung wahr geworden?

Vero schüttelt eine Wolke aus dem Staublappen. Sie wäscht sich die Hände und ordnet den Dutt. Ich stelle drei Porzellanteller auf den Tisch und poliere das silberne Besteck. Vero guckt aus dem Fenster. Ihre Art, vom alten Jahr Abschied zu nehmen. Ich entkorke den Rotwein, probiere. Dunkel, schwer. Vero guckt immer noch aus dem Fenster. Erinnerungen, frage ich sie. Was denn sonst, gibt sie zur Antwort. Krystina klingelt Punkt Sieben. Wie immer. Um 23 Uhr fallen ihr die Augen zu. Vero und ich trinken mit Champagner auf die Jahre an – die Vergangenen.

Lea Gottheil, geboren 1975. Ausbildung zur Buchhändlerin. Lebt in Zürich. Sie ist Finalistin beim 12. Open Mike Berlin 2004 und Preisträgerin des Omamut-Förderpreises 2005. Ihr erster Roman *Sommervogel*, der im Frühjahr 2009 erschienen ist, ist nominiert für den Franz Tumlér Preis 2009. Sie ist Mitglied der Autorengruppe *Index*.



SPIELZEITENDE
BJÖRN KERN

Zella glich einem Ganzkörperkunstwerk, das jederzeit durch einen falschen Blick, durch ein falsches Wort, durch eine falsche Berührung, in seine Einzelteile auseinander fallen konnte, in Stulpen und Röcke und Tops, die dann schlecht verbunden aneinander baumelten, und während ich mit Maren am Tresen saß, in Leipzig, hatte ich Zella so manchen Abend als Kunstwerk eröffnen sehen und als Marionette, der man die Fäden gekappt hatte, beenden.

Auf den Premierenfeiern vertrat Zella keins der üblichen Muster, weder war sie das schüchterne Mädchen, das nach einigem Rotweinkonsum umso mehr auftaute, noch versteckte sie sich rauchend am Rand oder im Dunkeln, schon gar nicht war sie das kommunikative Alphetierchen, das rundum grüßend von Beginn an die Szenerie beherrschte, vielmehr ließ sie sich, einem magnetisch aufgeladenen Teilchen gleich, innerhalb weniger Sekunden an einen Menschen andocken, an einen Mann zumeist, mit dem sie den weiteren Abend als Gespann verbrachte, an einen Freund, aber auch an einen Fremden, dem sie in die Augen schauen konnte, ohne zu erröten.

Die männlichen Andockstationen ließen dann zu früh zu grobe Arme um Zellas Schultern fallen und redeten zu schnell zu persönlich mit ihr, und so manchen Abend hatte ich vom Tresen aus beobachtet, wie Zella unter einem einzigen Wort ihres Gesprächspartners zusammenzuckte, einen fast ängstlichen Zug um die Mundwinkel bekam und räumliche Distanz suchte, wie ihr Ganzkörperkunstwerk aus dem Gleichgewicht geriet, wegen einer minimalen, verbalen Grenzüberschreitung, und sich zwischen ihren Kleider-

schichten plötzlich Lücken auftaten und Zellas Haut entblößten, wie Broschen und Spangen verrutschten, und Zella nach vielversprechendem Anfang die Feier innerhalb weniger Minuten verließ.

Mein Vorteil war, dass ich diesen Mechanismus beobachtet, wenn auch nicht verstanden hatte, dass ich die Gesichter der Alleingelassenen warnend heraufbeschwören konnte, als ich an einem Abend, den Maren lernend im Bett verbrachte, erstmals selbst ihre Andockstation war. Ich starrte fast eine Stunde auf das polierte Aluminiumblech hinter den Spirituosen, auf die Trinkenden und Tanzenden, die sich darin spiegelten, bis ich Zella endlich zwischen der Martiniflasche und dem Cognacschwenker erkannte, noch am anderen Ende der Bar.

Ich drehte mich um. Sie sah mich und im nächsten Moment den freien Platz neben mir, sie bewegte sich wenig raumgreifend voran, und doch machten die Gäste ihr Platz; ich war dermaßen visuell fixiert, auf ihr sommerlich dunkles Gesicht, auf ihre Schiebermütze, auf die Schichten verschiedenfarbener Tops, dass ich kaum spürte, wie meine Kehle nach einem zu großen Schluck Rum brannte, dass ich kaum hörte, wie ein härterer Beat die Musik unterlegte und Zella mich fragte: bist du allein?

In der knappen Sekunde, die mir zu antworten blieb, dachte ich ausschließlich Udenkbares, ich durfte Zella nicht in die Arme schließen und nicht an ihren Haaren riechen, ich durfte nicht die Luft über ihren Wangen küssen, links und rechts und noch einmal links, und nach einer Zeitspanne, die mir länger erschien, als meine gesamte Beziehung zu Maren, sagte ich: es fällt mir schwer, an dir vorbei zu sehen, wenn du magst, setz dich zu mir. Zellas Augen weiteten sich, schon saßen ihr die Stulpen schief an den Unterarmen, verloren die Tops ihre innere Ordnung, aber als ich ihr keine Zigarette anbot und nichts zu trinken bestellte, als ich keine Anstalten machte weiterzusprechen, fügte sich ihr Kunstwerk wieder zusammen, setzte sie sich tatsächlich zu mir.

Ich rückte einige Zentimeter von ihr fort und bemerkte, wie wenig der Bass zu Zellas Bewegungen passte, als sie ihre kleine Hand nach meiner Zigarettenpackung ausstreckte und schon bald in leisen Wolken nicht auf Lunge gerauchten Qualm ausstieß. Natürlich bezog Zella mein Schmunzeln auf sich und nicht auf den Bass, sie sah an sich herab, als ob sie eine kleine Unstimmigkeit an sich erwarte, ein Staubkorn vielleicht oder eine Hautschuppe, sie verbog versehentlich ihre Zigarette, und beim Versuch, sie wieder zu richten, platzte in der Mitte das Papier auf, eine Spange löste sich aus Zellas Haaren, und nach wenigen Sekunden war der erste Faden, der ihr Kunstwerk im Inneren zusammenhielt, bereits zum Reißen gespannt.

Der Kellner brachte Zella einen Rotwein, den sie nicht zahlen musste, ich imitierte mit der Handfläche auf den Tisch klopfend und tumb den Kopf zur Musik bewegend das Abziehbild eines Prolls, was Zella ihrerseits zum

Lächeln bewegte und ihr den eigentlichen Grund meiner Belustigung erklärte, sie klickte sich ihre Spange zurück ins Haar und sagte: als ihr letztes Mal hier wart, war die Musik besser.

Ironischerweise war ich es, der nun errötete, und vielleicht kam es so zu dem Wunder, dass Zella den ganzen Abend über bei mir andockte, dass ihr die Stulpen nur selten noch durcheinander gerieten, wenn ich ihr versehentlich zu lang in die Augen sah, oder wenn sich mein Brustkorb beim Luftholen in ihre Richtung ausdehnte; sie brachte jedes beginnende Chaos in ihrer Kleidung mit einem gezielten Handgriff wieder in Ordnung und sagte auch in der ersten Gesprächspause nicht, sie müsse jetzt gehen.

Der weitere Verlauf des Abends bestand vor allem aus Dingen, die ich nicht tat, ich beugte mich nicht zu ihr vor, ich schlug ihr keine neuen, schon gar keine härteren Getränke vor, ich fragte sie nicht nach ihrer Mutter, einem beliebten Mitglied des Ensembles, und selbstverständlich nicht, ob sie mit ihr zusammen lebte oder allein, ich machte ihr keine Komplimente wegen der sorgsam Details ihrer Kleidung, auch wenn mein Blick ständig an einer Knopfrosette hängen blieb, an einem farblich abgesetzten Aufnäher, an einem Armband voll winziger Muscheln aus Blech.

Über Zella erfuhr ich den ganzen Abend lang nichts. Sie zählte langwierig auf, welche Schauspieler sie aus Bochum eingekauft hatten und welche nach Berlin verloren, auch ihre Mutter wechselte vielleicht an die Schaubühne, in den nächsten drei Stunden erfuhr ich tatsächlich nur dies, wer kam und wer ging, sie benannte keine Lieblingsstädte und keine Glücksmomente, ich wusste nicht, wen sie liebte und was sie hasste; gestand sie mir ein, dass sie Nil wegen der anbietenden Werbung verachte, zog sie wenig später eine der blauen Packungen aus dem Automaten, erzählte sie Geschichten über schmelzende Polkappen und ausgesetzte Großmütter, erkannte ich die Details aus der Süddeutschen wieder, auf Nachfrage aber erklärte sie, keine Qualitätszeitungen zu lesen, bis ich wenig später in ihrer Tasche den altdeutschen Schriftsatz der FAZ erspähte.

Zella wurde nicht griffig. Zella entwand sich mir. Zella war klein. Und so wenig ich über ihre kulturellen Vorlieben erfuhr, so sehr schien auf verständiges Echo zu stoßen, was ich von mir preisgab, Zella erahnte nach wenigen Schlüsselwörtern, welchen Kosmos ich mit ihnen eröffnen wollte, sie nickte rasch, wenn ich von selbstzermarternden Gedankenschlaufen sprach, die einen wie ein Kinofilm von der Außenwelt abtrennten, wenn ich von Menschen erzählte, mit denen man jahrelang lebte, die einem fremd blieben, wenn ich von dem Versteckspiel sprach, das sich Beziehung nannte, sie nickte nicht auf altkluge Weise, sie nickte ernst und interessiert.

Vielleicht war es mein Glück, dass Zella nicht griffig wurde, dass ich nicht in Versuchung geführt wurde nachzuhaken, vorzustoßen, einzudringen durch ihre kunstvolle Schale; sie quitierte meine Anstrengung, keine Fragen

zu stellen, indem sie nicht voreilig den Raum verließ, sondern weit nach Mitternacht sagte: nächstes Mal darfst du Fragen stellen, bis bald.

Bei der nächsten Stückerführung war Zella nicht gerade aufreizend angezogen. Ihre Mutter spielte die Hauptrolle, genaugenommen die einzige Rolle in einer Art Prosamonolog, die Mutter huschte gestresst über den Flur und winkte und verschwand hinter Samt. Zella trug eine Cordhose, trotz der Hitze im Foyer, ein langes Top mit kaum angedeutetem Ausschnitt, die Haare unter der weißen Schiebermütze versteckt. Wann immer einer ihrer Zuhörer sich mehr für sein Handy als für ihre Ausführungen interessierte, endete Zellas Satz in kaum verständlichen Höhen, zog sie die Schultern ein und versteckte ihre letzten freien Hautflächen, indem sie so lange an ihren Ärmeln zupfte, bis der Stoff über die Fäuste reichte und sie den Saum unter den Fingern einzuklemmen vermochte, und als jemand anfang zu flüstern, holte Zella Luft und zog ihren Mund in die Breite, sagte gequält, dass ihre Ausführungen zugegebenermaßen nicht so wichtig seien, dass sie diese Stückerführung zum ersten Mal mache, dass man ihr doch folgen möge, in den Zuschauerraum.

Dann lief sie mit kurzen Schritten vorweg und fing an zu summen, eine Tonfolge auf und eine Tonfolge ab, sie versteckte sogar ihr Kinn unter dem T-Shirt, so dass ein kleines Zelt zwischen Busen und Kopf entstand, sie hob ihre Mütze empor und ließ unglaublich schwarze Haare über ihren hellbraunen Nacken fallen, bis ihr ganzer Körper unter Kleidern und Kopfhair versteckt war und nur noch die Schiebermütze und darunter ein glänzendes Augenpaar aufblitzten.

Zella tat, als erkenne sie mich nicht wieder. Maren stupste mich in die Seite, zischte: ist ja gut, Mann! Ich erschrak, nahm meinen Blick von der Stelle, wo Zellas Haar ein winziges Stück Nacken freiließ, Maren schnaufte leise, und wir erreichten den dunklen, nach staubigem Filz riechenden Zuschauerraum. Zella stand auf der obersten Stufe der schmalen Treppe, die zur Bühne hinabführte und schwieg, bis sich alle Teilnehmer um sie geschart hatten. Auf der Bühne wurden Wassereimer verschoben und Scheinwerfer justiert, Zella stieg langsam die Treppe hinab, sie wurde immer kleiner, wies uns an, oben zu bleiben, ich dachte, wenn sie noch eine Stufe tiefer steigt, löst sie sich auf.

Auf halber Höhe blieb sie stehen und setzte ihren Vortrag fort. Nach wenigen Wörtern nuschetten die ersten, bald schrie jemand: lauter!, in der Tat war nicht eines von Zellas Wörtern zu verstehen. Ich spürte Marens Blick auf meinem Hinterkopf; wo ihr Zorn auf meinen Nacken traf, entstand eine warme Stelle, aber mit jeder Stufe, die Zella wieder emporstieg, wanderte die Stelle ein Stück weiter nach vorn, und als Zella nur noch eine Stufe unter uns, direkt vor mir fragte: so besser?, wurden mein Nacken kalt und mein Gesicht dafür heiß.

Zella sagte: sollte ein dramaturgischer Trick werden, aber ist nicht so wichtig, sie murmelte: ihr oben, ich unten, dazwischen viel Raum. Sie sagte:

wie zwischen Regisseur und Autorin, denn die Autorin ist in unserem Fall bereits tot. Verwundert spürte ich, wie ich einerseits von Zellas Körper abgelenkt wurde, mich andererseits aber tatsächlich für die Stückeinführung interessierte, ich hatte mich niemals zuvor für eine Stückeinführung interessiert und ging ausschließlich Maren zuliebe ins Theater, ich hasste das Theater, ich schlief ein im Theater, bestenfalls, Maren hatte gesagt: lass uns einen normalen Abend verbringen, gib uns noch eine Chance.

Unter einem normalen Abend hatte ich vor allem ein bisschen Wein und ein bisschen mehr Sex verstanden, Maren aber dachte eher an Theaterstücke psychopathischer Autoren, samt anschließender Diskussion in minimalistisch bestuhlten Clubs. Sie sagte: du bist doch kein Tier, sie sagte: interessier dich mal für was, sie sagte: tu doch wenigstens, als ob.

Als ob Zella gespürt hätte, dass ich mit den Gedanken abgeschweift war, verstummte sie und zupfte an den Lederstreifen, die von ihren Ärmeln herab hingen, ich versuchte, mich zu konzentrieren, Zella fuhr fort: die Autorin hat die Uraufführung ihres Stücks nicht mehr mitbekommen, sie starb durch ihre eigene Hand. Zella schien einen Moment unsicher, ob sie eine entsprechende Gefühlsregung zeigen sollte, blieb sachlich, ihre Formulierung wirkte unangemessen altmodisch, Zella sagte: als man sie auffand, lag das Manuskript offen auf ihrem Schreibtisch.

Zella erklärte, dass es keine Regieanweisungen gebe, darüber hinaus sei das Stück ein Fließtext, man wisse also nicht einmal, ob die Autorin es für eine oder für mehrere Personen konzipiert habe, für die Leipziger Produktion käme nur eine Stimme zum Tragen, die vier Wassereimer symbolisierten aber vier Sprechakte, die eben nicht allesamt ausgeführt würden, Zella verdrehte ihren Oberkörper, um hinter sich auf die Bühne zu weisen, dort standen inzwischen vier Eimer symmetrisch auf die Ecken verteilt.

Zella wandte sich wieder uns zu, rang eine knappe Sekunde auf der Kante der Treppenstufe mit dem Gleichgewicht, ich schnellte nach vorn, doch sie hatte sich längst gefangen, und voll überflüssiger Gliedmaßen und mit einem verlachenden Blick in meinem Rücken machte ich einen Schritt wieder zurück.

Maren klopfte mir von hinten auf die Schulter, zischte: ich geh dann mal! Dass ich länger bei einer Stückeinführung blieb als Maren, verwirrte mich, und mit einem Mal fragte ich mich, was ich mich den ganzen Abend an der Bar nicht gefragt hatte: warum Zellas Mutter einen slawischen Akzent hatte, sie selbst aber akzentfreies Hochdeutsch sprach, ich blickte erneut auf ihr Namensschild, auf dem hinter *Zella* noch immer ein deutscher Nachname stand, und ich ärgerte mich über mich selbst.

Das erste Theaterstück in meinem Leben, das ich mir freiwillig angesehen hätte, sollte ich verpassen, weil ich auf der Suche nach Maren durch die Leipziger Südvorstadt irrte. Auch nach der Stückeinführung kam Maren

nicht zurück ins Theater, ich klatschte wohlwollend, als Zella sich für unsere Aufmerksamkeit bedankte, sie ignorierte mich, als sei Maren noch immer im Raum, es könne Sekt getrunken werden bis zum Beginn der Vorstellung, für Fragen stehe sie jederzeit zur Verfügung, ich wollte vor allem wissen, wann ihre nächste Stückeinführung sein würde und was sie nach der Aufführung vorhatte, ich fragte weder das eine noch das andere, Maren rauchte nicht im Foyer, trank kein Dosenbier auf der Außentreppe, saß nicht in ihrem minimalistisch bestuhlten Club.

Die Karl-Liebknecht-Straße war zu der üblichen Freiluftparty geworden, bekiffte Studenten lachten sich über Zebrastreifen kaputt oder über Gullydeckel, vor der naTo führten Paare Tänze auf, die Vorstufen von Begattungen glichen, Maren lag bei offenem Fenster in ihrer Wohnung auf dem Bett. Sie sagte, sie müsse lernen, sie habe nur noch wenige Wochen bis zum Physikum, ich wusste, dass die Prüfungen erst im Herbst beginnen würden; Maren ließ sich nicht mehr im Theater blicken, ich suchte es immer häufiger auf, verpasste keine von Zellas Stückeinführungen, saß nach wenigen Wochen Rotwein trinkend mit ihr am Ensembledisch, und nach einer besonders langen Nacht brachte ich, verkatert und nicht einmal mit schlechtem Gewissen, Maren ihren Wohnungsschlüssel zurück.

Zella wirkte wie eine strebsame Schülerin in unseren wenigen gemeinsamen Nächten, sie war bemüht, alles richtig zu machen, doch taugte ich nicht für die Rolle des Lehrers, wir sahen uns nicht in die Augen und ich fühlte mich falsch, zu fordernd und zu unkontrolliert schien mir, was sich da abspielte, Zellas Körper war nicht dafür gemacht, mit dieser Art von Härte angefasst zu werden, und wenn ich meine Hand auf ihren Busen legte, auf ihre Schenkel, begann sie zu zittern.

Ich versuchte, mich an sie zu schmiegen, Zella nahm meine Hand und legte sie neben sich auf das Betttuch, wickelte sich in das Laken, robbte zum Fenster und ließ die Jalousie herunter, wobei sie das Licht längst gelöscht hatte und durch das Fenster meiner Souterrainwohnung allenfalls Schuhe hereinsahen, Zella legte sich wieder ins Bett, ließ sich mit einigem Widerwillen aus ihrem Raupenmantel wickeln und wartete schweigend aufs Ende.

Als alles vorüber, etwas Nasses in die Laken getropft und Zella wieder angezogen war, entspannte sie endlich, hielt mir die Augen zu, die Ohren oder die Nase, ich hatte das Gefühl, unter ihre Haut zu schlüpfen in diesen Momenten, musste die Zähne zusammenbeißen, um nicht heiser aufzuschreien, und durch Zellas Kleider zog mich ihr Herzschlag an, ich legte mein Ohr auf ihre Brust und lauschte ihren Herztönen, ich steckte meine Nase in Zellas Ohr, ihr Geruch machte mich blind.

Nach einer Zigarette, von der ich nicht wusste, ob Zella sie ironisch anzündete oder nachahmend oder einfach, weil ihr gerade danach war, rollte sie sich auf meinen Bauch zusammen, ich hatte das Gefühl, ein Tier zu strei-

cheln, bis sie plötzlich ihren Oberkörper aufstemmte und flüsterte: du weißt, dass Maren mir schreibt? Ich konnte ihre Gesichtszüge kaum erkennen dabei, auch aus der Stimme war nicht herauszuhören, ob sie das ernst meinte oder ob sie mich testen wollte, ob sie eine Geschichte eröffnete oder bereits ein fertige Pointe gesetzt hatte, ich dachte an Maren vor ihren Biologiebüchern und Chemiefibeln, an ihren zu einem Block gewordenen Mund.

Und – schreibst du zurück?

An Tagen, die Zella ausschließlich am Theater verbracht hatte, begann sie zu wachsen. Nicht selten kam sie spät nachts derart schwungvoll in meine Souterrainwohnung, dass ich mich vergewissern musste, ob es wirklich Zella war, die geräuschvoll Luft in die Nase sog, über Schimmel und Dunkelheit lamentierte, die Fenster aufstieß und die Heizung aufdrehte, das muss lüften! rief und: das muss trocknen!, ob es wirklich Zella war, die durch meinen kleinen Flur schritt, auf meinem Bett eine Flasche Wein entkorkte und ohne abzusetzen trank, bis die Füllhöhe unter den oberen Etikettrand gesunken war.

Sie amüsierte sich dann, dass ich bereits im Bett liege, es sei doch erst viertel nach zwei in der Nacht, legte eine schrille Balkanbeatplatte auf und hüpfte das Ventilspiel von Posaunen und Trompeten imitierend in meiner Wohnung umher, bis eine Spinne von der Decke fiel oder die leeren Flaschen in der Küche gegeneinander klirrten, sie warf ihren Kopf in den Nacken und schüttelte sich die Haare ins Gesicht, und an Tagen, an denen sie besonders gewachsen war, drückte sie gar ihr Rückgrat durch, bis ihre Tops über dem Busen spannten, das sah ich sonst nie.

Zunächst hatte ich diese Auftritte als Folge zu vieler Espressos missverstanden, als plötzliches Abfallen von Probenstress und Premierendruck, als Ausnahmesituation, in die sich Zella nur versehentlich begeben, vielmehr verirrt hatte, meine Zella, die nachts schlief und keine Musik auflegte, die ihren Busen versteckte und nicht betonte, die eingerollt in den Laken, unter meinen beiden Händen, Platz genug für sich fand.

Nur wenig später gab Zella beim Wechseln der Schlafposition kleine Laute von sich, und während ich selbst in den Schlaf sank, sah ich mich durchs Abitur fallen und das Auto meiner ersten Freundin um einen Alleebaum wickeln, ich sah Marens Haut im Oktoberlicht vergangener Jahre, ihren klaren Körper unter mir, ich sah mich engagiert und teamfähig vor Stellanzeigen und in Bewerbungsgesprächen sitzen und Absagen bekommen, ich sah mich Laub kehren und Clubs putzen und Karten abreißen, ich sah mich austragen und einsammeln und etikettieren und auspacken und einschweißen, und dann sah ich Zellas furchtsam in die breite gezogenen, noch im Halbschlaf leise Tonfolgen summenden Mund.

Zwei Monate waren vergangen, seit Zella sich in der Theaterbar zu mir gesetzt hatte, ein Monat seit der ersten gemeinsamen Nacht. Auch wenn

ihre Stulpen nun fester am Handgelenk saßen und ihr nicht mehr die Arme hinaufrutschten, und die Abnäher und Wimpel und Tücher an den für sie vorgesehenen Stellen verharrten, benannte Zella auch weiterhin keine Lieblingsstädte und keine Glücksmomente, konnte ich weiterhin nur erahnen, wen sie liebte und was sie hasste, und ob sie sich selbst darüber im klaren war.

An einem der letzten Abende vor den Theaterferien saß Zella vor olivenöldurchweichten Gemüsestücken, die ich zu spät aus dem Ofen genommen hatte, vor welchen Paprikaschleifen und schwärzlichen Auberginenwürfeln, sie lobte den Geruch und steckte sich sogar einige Gramm Gemüse in ihren Mund, sie sprach von dem letzten Stück, in dem ihre Mutter erstmals seit Monaten keine bedeutende Rolle spielte, sie sagte das Wort Altersteilzeit, ihre Mutter war höchstens fünfundvierzig, Zella lachte, und ich lachte auch.

Schreibt Maren dir noch?, fragte ich später, und noch vor der kurzen Pause, die meiner Frage vorausging, stellte Zella das Kauen ein, schluckte sie eine ölige Tomatenscheibe und kämpfte mit deren Schale, ihre Augen wurden klein, ihre Gestalt kauend, die Gabel fiel ihr aus der Hand und die wenigen Zentimeter bis zur Tischplatte reichten aus, um ein lautes Scheppern hervorzurufen, über dem Zella ein zweites Mal erschrak.

Ja, sagte sie, nachdem das Scheppern verstummt war, sie wickelte einen selbstgefärbten Seidenschal, der nur an ihr nicht lächerlich wirkte, enger um ihren Hals, sie rückte die Schiebermütze von rechts nach links und dann tiefer ins Gesicht, und ich fühlte mich wie ein Zwängler und wusste bereits nicht mehr, warum ich ihr diese Frage gestellt hatte, ja, sagte sie, und ich weiß, dass du mit ihr schläfst.

Zella schenkte sich Rotwein nach, vergaß zum ersten Mal, seit wir zusammen aßen, auch mir nachzuschicken, sie leerte ihr Glas zu hastig in ihren zu schmalen Körper, dann tupfte sie das Olivenöl aus der Glasschale, überwand sich, schwarze Oliven, die vor dem Backen grün gewesen waren, mit durchtränkten Weißbrotstücken in den Mund zu stecken, sie erzählte den Plot der Aufführung nach, ich fühlte mich wie vor den Abendnachrichten, wenn ich mit jedem neuen Beitrag den vorherigen für immer vergaß, es schien um Nähe zu gehen oder aber um Hass, nach dem übernächsten Glas Wein lockerte Zella ihren Seidenschal wieder, ich blickte auf ihre Haut, deren Wärme und deren Geruch ich zu sehen glaubte, nach einem weiteren Glas legte ich sie ins Bett.

Sie schlief noch einmal mit mir in dieser Nacht, sie hielt mir die Ohren zu und bewegte die Lippen dabei und wandte ihr Gesicht auch dann nicht ab, als ihre Atemzüge langsamer wurden, bald knirschten in kurzen Lauten ihre Zähne, und ich lag wach. Ich ging zum Bäcker, der längst geöffnet hatte, und als sie Stunden später aus der modrigen Dusche stieg, für die ich mich vor Maren niemals geschämt hatte, war das Frühstück bereits gerichtet, Kaffee und Croissants sollten wettmachen, was ich am Abend

verdorben hatte, und tatsächlich sagte sie: Kaffee kannst du besser als Gemüse in Öl.

Zellas Gesicht war leer und beherrscht an diesem Morgen, sie tunkte ihr Croissant in den Kaffee und zog eine tropfende Spur über den Tisch, hielt erst eine Hand darunter, als sie die Tischkante erreichte und der Kaffee ihr kunstvolles Gefüge aus Röcken und Blusen zu besudeln drohte; wenn sich unsere Blicke trafen, lächelte sie, und als sie ins Theater aufbrach, küsste sie meinen Hinterkopf, wobei ihre Ohrstifte in meinem Nacken kitzelten, sie bedeutete mir zu schweigen, als ich erneut meine Unschuld beteuern, Marens Worte entlarven wollte; sie ziehe ohnehin mit ihrer Mutter nach Berlin, der Vertrag sei inzwischen unterschrieben, das Theater brauche ich nicht mehr aufzusuchen, sie räume bereits ihr Büro aus; sie kam am nächsten Abend nicht wieder und nicht in der nächsten Nacht.

Björn Kern, geboren 1978 in Lörrach/Südbaden. Lebt in Südbaden und Berlin. Arbeitete in einem psychiatrischen Pflegeheim in Südfrankreich. Studium am Deutschen Literaturinstitut Leipzig. Er erhielt zahlreiche Preise und Auszeichnungen darunter das Heinrich-Heine-Stipendium. Veröffentlichungen: *KIPPPunkt* (dtv 2001), *Einmal noch Marseille* (C.H.Beck 2006), *Die Erlöser-AG* (C.H.Beck 2007)



**EIN HAUS FÜR DEN RIESEN
LUKAS LINDER**

Meine erste Erinnerung: Ich sitze bei meiner Grossmutter auf dem Schoss. Es ist Sommer und sie füttert mich mit Geburtstagskuchen. Drei Kerzen stehen auf dem Apfelkuchen, den sie gebacken hat, aber ich weiss nicht, dass es drei Kerzen sind, weil ich damals noch nicht zählen kann und auch dass ich drei Jahre alt geworden bin, weiss ich nicht, ich weiss aber, dass ich Geburtstag habe, denn meine Grossmutter ist geschminkt und sie duftet nach süssem Parfüm.

Auf den Fotos aus jener Zeit hat meine Grossmutter gerade angefangen alt zu werden. Es ist so, als hätte ich um ein Haar den Moment verpasst, um sie noch zu sehen, wie sie jung und schön war, so wie auf den Schwarzweissfotos auf dem Estrich. Meine Mutter hingegen sieht auf den Fotos wie ein junges Mädchen aus, das sich zufällig an die Geburtstagsparty verirrt hatte und nur geblieben war, wegen dem grossgewachsenen Lockenkopf auf dem Platz neben ihr. Der Lockenkopf ist mein Onkel Kuno. Er ist mindestens drei Köpfe zu gross, um mein richtiger Onkel zu sein. Denn in unserer Familie gibt es keine grossen Menschen, die meisten sind mittelgross oder verschwindend klein und wenn sie alt werden, so wie meine Grossmutter, dann schrumpfen sie alle zu Zwergen. Meine Mutter trägt die langen schwarzen Haare offen und sie fallen ihr so geschwind vom Kopf, als wären sie das Leben, das man nicht festhalten kann. Sie hat eine weisse Bluse an, unter der ihre kleinen Brüste verschwinden, und die bleichen Arme wachsen wie neugierige Schlangen aus den Achseln heraus und legen sich auf den Tisch, gleich neben die riesigen, stark behaarten Hände von Onkel Kuno.

Mein Vater hat das Foto aufgenommen, darum ist er auf dem Bild nicht zu sehen. Ich kann mir vorstellen, wie er viel zu sehr mit der Kamera beschäftigt war, die ganz neu und mit den allerneuesten Technologien ausgerüstet war, um die Schönheit meiner Mutter und das Fliehende ihre Haare zu bemerken, oder die Hand von Onkel Kuno, wie sie sich wie ein Spiegelei in der Pfanne zu den spitzigen Finger meiner Mutter ausbreitete.

Onkel Kuno war der Freund unserer Familie. Das war er schon gewesen, als es bei uns noch gar keine Familie gab, als sie noch alle jung waren, und ich noch überhaupt nicht war, als der Onkel noch kein Onkel war, sondern der Freund meiner Mutter. *Wir sind zusammen gegangen*, sagte meine Mutter. *Aber nur ganz kurz. Es hatte nichts mit Schicksal am Hut.* Das Schicksal war mein Vater. Er hatte sich selbst dazu auserkoren und sich einen Mantel aus Tweed gekauft. In dem ging er monatelang vor dem Fenster meiner Mutter spazieren, und eines Tages kam meine Mutter zur Türe raus und klammerte sich an seinen Ärmel aus Tweed und sie gingen gemeinsam die Strasse rauf.

In der Zeit eines jeden Menschen gibt es Löcher. Wenn du einen Menschen liebst und wenn du willst, dass er dich auch liebt, musst du einfach zur rechten Zeit zur Stelle sein und dieses Loch stopfen, so wie bei einer Hose.

Bei ihrer Hochzeit war Onkel Kuno der Trauzeuge gewesen. Man erzählte sich, in der Kirche habe er so fest gestrahlt, dass ihn der Pfarrer versehentlich für den Bräutigam gehalten hatte. *Dabei freute er sich nur so wahn-sinnig für deine Mutter und deinen Vater*, sagte meine Grossmutter, wenn sie mir die Geschichte erzählte.

Aber war er denn nicht traurig, dass nicht er die Mama heiraten durfte? – Warum hätte er traurig sein sollen? – Weil er doch die Mama geliebt hat. – Aber das war damals schon lange vorbei – Was meinst du damit? – Man liebt jemanden und dann hört es auf. Das ist ganz normal. – Das heisst, du liebst Grossvater auch nicht mehr? – Natürlich liebe ich deinen Grossvater. Siehst du nicht, wie ich jeden Tag das Essen für ihn mache? – Es hört also auf, wenn man aufhört das Essen für jemanden zu machen? – Genauso ist es.

Onkel Kuno hatte ein weisses Sportkabriolet. Manchmal kam er vorbei und hupte und dann raste ich durchs Haus und suchte meine Mütze von den Chicago Bulls, und wir fuhren los. Der Onkel fuhr so schnell, dass es bestimmt verboten war, aber die Polizei hat uns nie verfolgt, weil sie von Anfang an wusste, gegen den haben wir keine Chance. Das Dach stand offen und der Wind sauste so schnell, dass ich meine Mütze festhalten musste, während ich mir die kalte Luft durch die Zahnücke laufen liess.

Wir fuhren immer irgendwo hin. Onkel Kuno nannte es unser Fährchen ins Blaue, während er mit hundertzwanzig Sachen einen Bus Rentner überholte. Am Anfang gingen wir oft schwimmen, aber nur solange, bis Onkel Kuno merkte, dass ich das Schwimmen überhaupt nicht mochte, weil

es mir viel zu kalt war und mich daran erinnerte, wie mich mein Vater einmal in der laufenden Badewanne vergessen hatte. Als er merkte, dass er mir mit dem Schwimmen keine Freude machte, war der Onkel sehr erleichtert, denn er selber mochte das Schwimmen auch überhaupt nicht. Mit zittrigen Beinen kletterte er aufs Dreimeterbrett und winkte mir von oben mit seiner riesenhaften Hand, die jetzt klein wie ein Vogel geworden war, und dann sprang er und hoffte, dass ich nicht bemerkt hatte, wie er auf dem Bauch gelandet war.

Danach gingen wir oft zum Tennisclub und schauten uns die Spiele der Regionalmeisterschaften an. Im Club sassen alles alte Männer mit grauen Haaren oder gar keinen Haaren und einer klebrigen Glatze, die nach Tabak roch. Onkel Kuno kannte all die Männer und als sie mich sahen, rückten sie ihre Stühle zur Seite und machten für mich Platz in ihrer Mitte. Was mir am Besten gefiel: Die Männer sprachen mich alle mit Herr an. Und sie sprachen mit mir wie mit einem Erwachsenen. *Was glaubst du, fragten sie, wer wird dieses Jahr gewinnen?*

Also der Kobalski macht auf mich keinen guten Eindruck. Ich glaube, er muss noch an seiner Vorhand arbeiten, die überzeugt mich nämlich überhaupt nicht. Natürlich muss man seinem Aufschlag gewisse Qualitäten einräumen, aber leider hat er auch in der Rückhand viele Mängel. Wer von mir für den Sieg favorisiert wird ist der Sturzenegger. Er hat überall Qualitäten und seine Schläge sind so fest, dass es den Gegner fast vom Platz haut.

Später kamen die Tennisspieler zu uns in den Club, und dann tranken alle Bier, und der Onkel erzählte lustige Geschichten aus dem Militär, zum Beispiel, wie er einmal der ganzen Kompanie die Munition versteckt hatte, und dann haben sie schießen wollen, und bei keinem kam eine Kugel raus, ausser bei meinem Onkel, der mit jeder Kugel ins Schwarze traf.

Neben dem Tennisclub gab es eine Sportbar, in die gingen wir dann. Als der Chef mich das erste Mal zwischen den Männern sah, wurde er sehr böse und rief: *Was macht das Kind hier? Das ist doch kein Kind, sagten die Männer. Das ist der Herr Experte.* Noch besser wurde es, als mich der Onkel auf die Arme nahm, und ich seine Pfeile auf die Dartscheibe schießen durfte. Ich wollte unbedingt ins Schwarze treffen, so wie der Onkel das im Militär getan hatte, und einmal gelang es mir sogar, und da jubelten die Männer, als wären sie gerade Vater geworden. Ich glaube, ich hab nie mehr so viele glückliche Gesichter auf einem Haufen gesehen.

Nach Hause nahmen wir den Bus, weil der Onkel immer ein Bier zuviel getrunken hatte, um noch Kabriolet fahren zu können. Wir verabschiedeten uns beim Kabriolet und der Onkel musste mir versichern, dass ihm nichts passieren würde, und dass es auch nicht traurig war, wenn wir es so alleine in der Nacht zurückliessen.

Im Bus sass ich neben dem Onkel und sog seinen starken Biergeruch ein, aber so leise, dass er es nicht merkte, denn ich hatte Angst, dass wir dann

nicht mehr in die Sportbar gehen würden. Der Onkel schaute zum Fenster raus, obwohl es da nichts zu sehen gab als die langweilige Nacht. In diesem Moment war er melancholisch, obwohl ich damals nicht wusste, dass es sowas gibt. Ich dachte einfach, er ist traurig wegen dem Kabriolet, das jetzt ganz alleine in der Nacht vor sich hinfrühen musste, denn wenn ich daran dachte, wurde ich auch gleich furchtbar traurig.

Weisst du, dass ich um ein Haar dein Vater geworden wäre? – Wie meinst du das, um ein Haar? – Ich meine, dass ich auch mal daran gedacht hatte deine Mutter zu heiraten, und wenn ich das getan hätte, wärst du jetzt mein Sohn und ich dein Vater. – Aber wenn du sie geheiratet hättest, würdest du jetzt bestimmt kein Kabriolet haben. Die Mama ist nämlich teuer, das sagt mein Vater immer. – Das stimmt. Aber wenn ich deine Mutter hätte, bräuchte ich vielleicht gar kein Kabriolet. – Wie kannst du sowas sagen. Ein Kabriolet ist wohl das Beste, was es gibt. – Da hast du natürlich recht. – Können wir jetzt zu meinen Geburtstagswünschen übergehen. – Also gut. Was wünschst du dir zum Geburtstag?

Eines Morgens wurde ich geweckt, weil meine Grossmutter ins Zimmer kam. Meine Grossmutter kam mich nie wecken, das machte immer meine Mutter, es sei denn meine Mutter war im Krankenhaus, weil ich einen Bruder bekommen hatte. Also dachte ich natürlich, es wär mal wieder so weit und ich hätte schon wieder einen Bruder gekriegt, das machte dann drei Brüder. Ein bisschen viel Brüder, dachte ich und wurde ein bisschen sauer. Aber dann sagte meine Grossmutter nichts von wegen Bruder, und ihre Augen waren auch nicht geschminkt, wie sie das immer waren, wenn Grossmutter die Ankunft von neuem Leben feierte, stattdessen waren die Augen ganz feucht von Tränen, und sie sagte, dass Onkel Kuno gestorben war.

Ich erinnere mich an die Dunkelheit in meinem Zimmer. Die Läden waren geschlossen und die Vorhänge gezogen und es war, als wär alles Licht verschwunden, oder als hätte es nie ein Licht gegeben. Wenn meine Mutter am Morgen ins Zimmer kam, öffnete sie als Erstes die Läden und sie zog die Vorhänge, damit das Licht hereinströmen und der Morgen beginnen konnte. Aber meine Grossmutter stand einfach nur in der Dunkelheit und schaute mich an und sagte, Onkel Kuno ist gestorben. *Mach die Vorhänge auf. Bitte mach die Vorhänge auf.* Ich dachte, sie müsse nur hingehen und die Vorhänge ziehen und das Licht hereinlassen, dann würde alles wieder gut werden. Aber sie drehte sich einfach um und verschwand.

An diesem Tag lief ich bis zum Abend in meinem Pyjama herum. Keiner sagte, ich solle mich anziehen. Am Mittag kamen meine Eltern nach Hause. Meine Mutter sass im Wohnzimmer auf dem Sofa und weinte die ganze Zeit. Mein Vater stand in der Küche vor dem Abzug und rauchte. Ab und zu ging er ins Wohnzimmer und legte meiner Mutter eine Hand auf die Schulter.

So als glaube er, er könne damit das Weinen meiner Mutter regulieren, wie man das Licht bei uns im Wohnzimmer dimmen konnte. Aber das Weinen lässt sich nicht dimmen, und als mein Vater das erkannte, ging er wieder zurück in die Küche und nahm seine Stellung vor dem heiseren Gefräse des Abzugs ein.

Ich spielte mit meinem Haus aus Legosteinen. Es war das kleinste Haus der Welt. Die Zimmer waren so niedrig gebaut, dass sich kein Mensch zu klein für dieses Haus gefühlt hätte und selbst wenn dann die Menschen zu schrumpfen anfangen, wär es keinem aufgefallen, sondern es wäre so gewesen, dass sie wie ein Kleinkind in die Wiege hineingeschrumpft wären um da friedlich einzuschlummern. Ich hatte immer gedacht, auch der Onkel würde eines Tages zu uns herunterschrumpfen und dann klein genug sein, um in das Haus der kleinen Leute hineinzupassen. Aber jetzt war er als Riese gestorben, davor hatte ich gar nicht gewusst, dass man so auch sterben kann. Ich öffnete das Dach vom Legohaus und schaute zu den kleinen Leuten im Haus herunter. Sie sassen im Wohnzimmer und taten nichts. Sie waren jetzt für immer und alle Zeiten in der Zeit festgefroren, weil sie auf einen Besuch warteten, der nicht kommen würde.

Onkel Kuno war bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Mit seinem Kabriolet war er von der Strasse abgekommen und gegen einen Baum gekracht. Grossmutter, die mir von seinem Tod erzählte, sagte, er wäre sofort tot gewesen. Aber ich wusste, bei so einem Riesen geht das nicht so schnell, bis der Tod sich in alle Glieder vorgekämpft hat. Und der Onkel wird noch genug Zeit gehabt haben, um über sein totes Kabriolet zu weinen und sich furchtbar zu ärgern, dass wir jetzt keine Fährtchen ins Blaue mehr unternehmen konnten.

Im Leben eines jeden Menschen gibt es eine Vielzahl von Zeiten und jede Zeit umschliesst dich und das was du bist, wie eine Faust sich um eine Feder schliesst.

Wenn ich die Fotografien von meinem Geburtstag sehe, ist da meine Grossmutter, in dem Moment alt geworden, als mein Vater den Knopf an der Kamera gedrückt hat. Und meine Mutter, an der alles schnell und weiss ist, die ihr ganzes Glück an diese Aufnahme zu verschenken scheint, um danach als Negativ vor sich hinzuleben. Und doch gibt es auch hier ein Loch in der Zeit, und durch das steigt mein Onkel Kuno mit seinen langen Beinen und seinem riesenhaften Grinsen. Immer hatte er seinen Kopf durch alle Zeiten gedrückt und war der geblieben, der er gewesen war, und die Zeit hatte ihn demolieren, hatte ihn zusammendrücken müssen, denn sonst wäre er immer so und bis in alle Ewigkeit geblieben.

Ich habe ihm damals einen Brief geschrieben. Mein Vater wollte, dass ich ihn aufs Grab lege, aber das hätte ich komisch gefunden, weil ich wusste, dass der in dem Sarg ja vielleicht irgendeiner, aber ganz sicher nicht der

Onkel war. Ich schickte den Brief dann mit der Post an den Tennisclub, weil ich mir sagte, dass er sich da wohl noch am Ehesten herumtreiben würde ...

Lieber Onkel Kuno,

gestern war das Finale der Regionalmeisterschaften und es ist eine Sensation passiert: Der Sturzenegger lag zwei Sätze im Vorsprung, aber am Ende hat doch der Kobalski gewonnen. Ich muss sagen, dass seine Vorhand mittlerweile sehr gut geworden ist, darum ist der Sieg auch verdient und ich bin zufrieden damit. Es ist schade, dass wir das Finale nicht zusammen gesehen haben, so wie du es mir versprochen hast. Ich bin auch sehr böse, weil du das Kabriolet zu Schrott gefahren hast. Du hättest ein bisschen aufpassen können, finde ich. Aber eigentlich ist mir das Kabriolet egal und lieber hätte ich, wenn du mal wieder vorbeikommen würdest. Es ist ein bisschen traurig ohne dich und wir sitzen alle herum und warten, dass du zu Besuch kommst.

Lukas Linder, geboren 1984 in Uhwiesen/Schaffhausen. Studium der Germanistik und der Philosophie an der Universität Basel. Mitbegründer der Theatergruppe *Die MuTanten*. 2009 gewinnt er mit dem Theaterstück *Die Trägheit* das Autorenlabor am Schauspielhaus Düsseldorf.



AIDA
Anna-Elisabeth Mayer

Immer einen Zweiten in Reserve, sagte Frau Kapl und überprüfte den Sitz ihrer goldenen Brosche, grad gestern wieder hab ich das zu meiner Enkelin gesagt. Aber die will davon nichts hören. Die Jungen sind ja heute wie wir damals, nur freiwillig halt. Also, mir hat einer schon gereicht, meinte Frau Lemberger und teilte mit der Kuchengabel die Torte. Ihre fleckige Hand zitterte leicht. Die haben hier wirklich die beste Auswahl, freute sich Frau Brunner, nicht umsonst sind die berühmt. Auch die Sachen für Diabetiker müssen exzellent sein, sagte sie, der Harald, der hat's ja mit dem Zucker ordentlich gehabt. Aber gestorben, sie aß ein Stück von ihrem Kuchen, gestorben ist er schließlich am Herz. Ja, sagte Frau Kapl, man weiß nie, wo's einen dann trifft. Das ist wie in der Liebe, und sie drehte sich um: Fräulein, bitte! Könnt ich noch eine Melange haben? Das Fräulein, Mitte Vierzig, rief herüber: Bring ich sofort! Ihre Bluse war altrosa wie die Ausstattung der Konditorei. Also Ihr Herz hätt der Harald haben sollen, so wie Sie Kaffee trinken können, sagte Frau Brunner. Ach, meinte Frau Kapl und griff an ihre Ohrläppchen – die Clips waren noch da – sterben muss ich sowieso, so hab ich halt noch ein bisserl eine Freud davor! Die Bedienung stellte das kleine Silbertablett mit dem Kaffee und dem Glas Wasser vor Frau Kapl. Sehr lieb, bedankte sich Frau Kapl. Die Frau lächelte unkonzentriert zurück, am Nebentisch wollte jemand zahlen. Frau Kapl betrachtete den mächtigen Busen, der unter dem gespannten Altrosa zu vermuten war und sagte, als die Bedienung außer Hörweite war: Na, die hat sicher auch einen Reservemann.

Also ich, Frau Brunner nun animiert, ich könnt Ihnen auch so eine Reservegeschichte erzählen. Sie?, Frau Kapl und Frau Lemberger erstaunt. So unwahrscheinlich ist das auch wieder nicht, Frau Brunner fast beleidigt. Die alten Damen schwiegen. Da war ich ja auch noch gut fünfzehn Jahre jünger, meinte Frau Brunner. Ja, Anfang sechzig sieht das Leben noch anders aus, meinte Frau Lemberger und tupfte sich mit der Serviette ihren kirschroten Mund ab. Ich hab das noch nie jemanden erzählt, sagte Frau Brunner. Wir verraten doch nichts, Frau Kapl und Frau Lemberger im Chor. Schon gar nicht dem Franzi, beschwor sie Frau Brunner. Wir kriegen doch Ihren Sohn nicht einmal zu Gesicht, wenn wir bei Ihnen zu Hause Kuchen essen, sagte Frau Kapl, obwohl wir ihm immer auch ein Stück von der Aida mitbringen. Der ist halt ein bisserl scheu, verteidigte Frau Brunner ihren Sohn. Aber verstecken müsst er sich nicht gleich vor uns, meinte Frau Kapl. Frau Lemberger versprach unterdessen: Wir schweigen wie ein Grab. Der würd das nämlich gar nicht gerne hören, meinte Frau Brunner, ich glaub, der wär sogar ein bisserl eifersüchtig. Erzählen Sie nur!, Frau Lemberger wollte sich nicht länger beim Sohn aufhalten. Also, Frau Brunner sah nach links und nach rechts, dann beugte sie sich ein wenig über den Tisch und sagte mit gedämpfter Stimme: Das Ganze war nach dem Harald seinem Tod. Ja, sagte Frau Lemberger verständnisvoll, das ist ja immer eine schwierige Zeit, so eine nach dem Tod, da ist man ganz besonders einsam. Und der Franzi war gleichzeitig auf einer Umschulung in so einem Umschulungszentrum, wo sie auch übernachtet haben. Ich war also ganz allein im Haus. Und in so einem Haus fühlt man sich schnell einmal einsam, selbst wenn's in der Reihe steht, so wie unseres. Ich hab mir gedacht: Die Umschulung, die hätt der Franzi einmal angeboten bekommen sollen, als der Harald noch gelebt hat. Aber kaum der Harald tot, prompt eine mehrwöchige Umschulung für den Franzi in einem Umschulungszentrum. Der Franzi hat mich natürlich jeden Abend anrufen müssen, damit ich weiß, ob alles in Ordnung ist. Der Franzi war das ja nicht gewöhnt, mit so vielen fremden Leuten zusammen zu sein und dann noch in einer fremden Umgebung. Sie wissen ja, der Franzi – das ewige Sorgenkind! Also Kind ist vielleicht etwas übertrieben, murmelte Frau Lemberger.

Auf alle Fälle hat der Franzi auch brav jeden Abend angerufen und mir versichert, dass es ihm im Umschulungszentrum gut gehe. Frau Kapl nahm einen Schluck von ihrem Kaffee. Und dann eines Abends, sagte Frau Brunner, es war die zweite Woche, die der Franzi weg war, da hat das Telefon geläutet. Ich hab schon auf den Anruf vom Franzi gewartet gehabt und war erleichtert, als es endlich geklingelt hat. Ich bin's, hat er gesagt. Schön, dass du dich noch meldest, hab ich in den Hörer gesagt. Wie geht es dir? Da hat der Franzi geantwortet: Schlecht. Schlecht? Warum denn schlecht?, hab ich ganz besorgt gefragt. Mir ist so heiß, hat der Franzi mit einer komisch gedämpften Stimme gesagt. Was ist mit deiner Stimme? Mir ist so heiß, hat der Franzi wiederholt. Bist du alleine?, hab ich wissen wollen. Ja, hat der Franzi gesagt. Wo sind denn

die anderen? Ich bin alleine, hat der Franzi nur wieder gesagt. Und gefragt: Ist dir auch heiß? Nein, warum sollte mir denn heiß sein!, hab ich gesagt. Was hast du an?, wollte der Franzi da wissen. Geh, Franzi!, hab ich gesagt. Warst du schon im Bett? Ich hab noch auf deinen Anruf gewartet, hab ich erwidert, aber für die Nacht hab ich mich schon umgezogen gehabt. Ist dir nicht heiß? Nein, mir ist doch nie heiß, Franzi! Das weißt du doch, hab ich in den Hörer gesagt und gefragt: Hast du vielleicht ein wenig getrunken? Ja – ein wenig, hat da der Franzi gesagt. Dann geh jetzt schlafen! Hörst du? Ja, hat er nur erwidert. Morgen geht es dir besser. Mir geht es jetzt schon besser, hat der Franzi leise gemeint. Gut, du legst dich aber jetzt gleich schlafen! Versprichst du mir das? Wir hören uns morgen wieder. Ja, hat der Franzi wie das folgsame Kind, das er immer war, gesagt. Bis morgen, hab ich gesagt. Bis morgen, hat der Franzi geantwortet. Ich hab dann aufgelegt und mich ins Bett gelegt. Seit ich den Franzi kenne, hat der nicht getrunken. Vielleicht hat es Streit gegeben, hab ich mir gedacht. Der Franzi war doch ein wenig eigen. Ich hab laut seufzen müssen und hab dann das Licht abgedreht. Der Franzi zu viel getrunken, hab ich wieder gedacht. Und seine Stimme so seltsam. Ich hab wieder das Licht aufgedreht, hab mir die Lesebrille aufgesetzt und die Telefonnummer vom Umschulungszentrum herausgesucht. Ich hab dort angerufen, mich wegen der Uhrzeit entschuldigt und nach dem Franzi verlangt. Wer denn am Apparat sei?, haben die wissen wollen. Seine Mutter, hab ich gesagt und dann bin ich durchgestellt worden. Hallo?, Franzis verschlafene Stimme. Ich wollte nur noch einmal fragen, ob eh alles in Ordnung ist, hab ich gesagt. Ich hab schon geschlafen, hat der Franzi gemurmelt. Du bist ein guter Junge, hab ich gesagt, hast schon immer deine Versprechen gehalten. Versprechen?, hat der Franzi gemurmelt. Ja, ich hab ja nicht gedacht, dass du so schnell ins Bett gehen wirst. Ich schlaf schon seit zwei Stunden, hat der Franzi gesagt und gegähnt. Seit zwei Stunden!, hab ich gelacht. Ja, seit zwei Stunden, hat der Franzi vollkommen ernst gesagt. Aber wir haben doch gerade eben miteinander telefoniert. Ich sag dir doch, ich schlaf schon seit zwei Stunden, und er hat hinzugefügt: Es war anstrengend heute. Du hast nicht gerade angerufen?, hab ich den Franzi gefragt. Nein, hat der Franzi geantwortet. Bei mir hat gerade jemand angerufen – ich könnt schwören, es war deine Stimme! Ich habe niemanden angerufen, hat der Franzi geantwortet. Das gibt es doch nicht! Es war deine Stimme. Ich habe tief und fest geschlafen. Franzi, hör zu, lass die Scherze!, hab ich streng gesagt. Wie oft soll ich es noch sagen: Ich habe seit zwei Stunden geschlafen und es war anstrengend heute, und der Franzi hat noch einmal gegähnt. Entschuldige für die Störung, hab ich darauf verwirrt gemurmelt, schlaf weiter. Wir hören uns morgen wieder. Gute Nacht! Gute Nacht, hat der Franzi gesagt und aufgelegt.

Frau Kapl und Frau Lemberger sahen Frau Brunner mit großen Augen an. Mein Herz hat wie wild zu schlagen begonnen, sagte Frau Brunner und sie

klatschte in die Hände: Ich habe mit einem Fremden gesprochen – wie mit meinem Sohn! Und der Fremde hat mit mir gesprochen, als wäre er mein Sohn gewesen! Bis morgen, hab ich zum gesagt. Und bis morgen, hat er geantwortet. In der Nacht hab ich nur mit Licht schlafen können, wie man sich vorstellen kann. Frau Kapl und Frau Lemberger nickten voller Zustimmung. Ich, ganz allein im Reihenhaus, der Harald unter der Erde, der Franzi im Umschulungszentrum. Ich hab richtig Angst bekommen und hab dann auch komisch geträumt, als ich endlich eingeschlafen bin. Am nächsten Tag hat mich die brennende Lampe neben dem Bett auch gleich wieder an den Anrufer erinnert. Ich seh mich noch heute, wie ich aufgestanden, ins Badezimmer gegangen bin und mir die Zähne geputzt hab. Und wenn es doch der Franzi war?, hab ich gedacht. Ich hab mir das Haar gekämmt und den Kamm zurück neben die Zahnpastatube gelegt. Mein Blick ist auf die Zahnbürste vom Harald gefallen. Der Franzi hat sie, bevor er auf die Umschulung gefahren ist, weggeworfen gehabt. Aber ich hab sie wieder aus dem Mülleimer geholt. Ich hab sie gewaschen und zu meiner gelegt, weil dort immer eine zweite Zahnbürste gewesen ist. Irgendwie hat die vom Harald einfach gefehlt, auch wenn der Harald gar nicht so gefehlt hat. Was ist mit dem Anrufer?, drängten Frau Kapl und Frau Lemberger. Also ich hab mich erst einmal angezogen, Kaffee gekocht und die Sieben-Uhr-Nachrichten angehört. Die hör ich immer, die Sieben-Uhr-Nachrichten. Ja, ja, sagte Frau Kapl. Nach den Nachrichten hab ich Hut, Mantel und Einkaufskorb genommen. Ich bin jeden Tag die Erste im Supermarkt, sagte Frau Brunner stolz. Die Angestellten kennen mich dort alle. Und wenn ich die Erste bin, können sie nur mit mir reden. Ich hab also mit ihnen geplaudert – Haben Sie vom Anrufer erzählt?, wollte Frau Lemberger wissen – Nein, ich hab so getan, als wär nichts gewesen, bin mit dem Einkaufswagen die Regale entlanggefahren und hab Milch und Käse und Schokolade in den Wagen gelegt. Und plötzlich hab ich an den langen Abend vor mir in dem großen Haus denken müssen und da hab ich mir erlaubt, nach einer kleinen Flasche Cognac zu greifen. Das mach ich ja normalerweise nie, darauf legte Frau Brunner Wert.

Ich hab dann den Einkaufswagen Richtung Kassa geschoben und innerlich bedauert, dass der Supermarkt nicht auch die Nacht über offen hat. Die Kassiererin hat mich freundlich begrüßt, die hat ja auch kein leichtes Leben. Was ist mit dem Anrufer?, Frau Lemberger rasch. Ja, warten Sie! Ich bin mit dem vollen Einkaufskorb nach Hause zurückgegangen. Und als ich den Schlüssel in der Tasche gesucht hab, da hab ich schon das Telefon gehört. Frau Kapl und Frau Lemberger sahen Frau Brunner gebannt an. Ich hab aufgesperrt, bin zum Telefon hin – und hab gezögert. Was ist, wenn es wieder der Anrufer ist?, hab ich mich gefragt. Aber was, wenn der Franzi? Ich hab tief eingatmet, abgehoben und gesagt: Brunner. Ich bin's, hab ich da gehört. Die Stimme vom Franzi. Aber war es der Franzi? Frau Lembergers und Frau Kapls Augen jetzt voller Erwartung. Frau Brunner ließ sich Zeit. War er's jetzt oder nicht? Es

war der Franzi, sagte Frau Brunner. Das hätten Sie gleich sagen können, Frau Kapl enttäuscht. Hat wieder jemand angerufen?, hat der Franzi am anderen Ende der Leitung gefragt, erzählte Frau Brunner weiter. Nein, hab ich gesagt und kurz war ich mir nicht sicher, ob's tatsächlich der Franzi war. Was hat der eigentlich wollen, hat der Franzi gefragt. Ob mir heiß ist, hat er wissen wollen. Da hätt's mir sofort auffallen müssen, dass du das nicht sein kannst, Franzi! Mir heiß! Du weißt doch, dass mir nicht so schnell heiß wird! Frau Lemberger und Frau Kapl wechselten einen Blick. Sollte er dich noch einmal anrufen, dann werden wir etwas unternehmen, hat der Franzi vom Umschulungszentrum aus gemeint. Der Franzi und etwas unternehmen, hab ich nur gedacht und gesagt: Er war eigentlich ganz höflich. Das ist mir egal, hat der Franzi gemeint. So kenn ich den Franzi gar nicht, hab ich bei mir gedacht. Der Franzi hat dann gesagt, dass er mich heute nicht mehr anrufen wird und dass ich, wenn das Telefon noch einmal läuten sollt, nicht abheben soll. Ich hab ihm das richtig versprechen müssen. Was der Franzi plötzlich hat, hab ich mir gedacht, als ich aufgelegt hab und da bin ich wieder misstrauisch geworden.

Das Telefonläuten hat mich dann aus dem Schlaf gerissen. Ich hab's gar nicht gemerkt, dass ich eingenickt bin. Das passiert mir auch immer öfter, meinte Frau Lemberger. Ich hab mich gar nicht ausgekannt, verwirrt hab ich mich umgeblickt. Der Fernseher ist noch gelaufen. Und das Telefonläuten hat nicht aufgehört. Ich war ganz unschlüssig, denn ich hab's doch dem Franzi versprochen gehabt. Gleichzeitig hab ich mir gedacht: Was ist, wenn dem Franzi im Schulungszentrum etwas Schlimmes passiert ist? Was soll einem in einem Schulungszentrum schon passieren, murmelte Frau Kapl. Na ja, der Franzi war das ja nicht gewohnt, Umschulungen und so viele Leute und so, vielleicht war ihm das einfach zuviel. Und deswegen hat er Sie angerufen und gefragt, ob Ihnen auch heiß ist, meinte Frau Kapl. Frau Brunner sah Frau Kapl entgeistert an. Aber, es war doch gar nicht der Franzi! Woher wollen Sie das wissen? Weil er doch gesagt hat, dass er geschlafen hat, Frau Brunner unsicher. Sagen kann man viel, meinte Frau Kapl. Aber warum hätte denn der Franzi so etwas tun sollen? Das weiß ich doch nicht, meinte Frau Kapl, Sie haben ja gesagt, dass Sie geglaubt haben, es wäre der Franzi gewesen. Ja, weil es die dieselbe Stimme war, aber da kann der Franzi doch nichts dafür!, rief Frau Brunner entrüstet. Nein, Ihr Franzi kann da gar nichts dafür, beruhigte Frau Lemberger. Erzählen Sie einfach weiter! Jetzt hab ich aber den Faden verloren, beklagte sich Frau Brunner. Wir waren beim Franzi, sagte Frau Kapl. Aber es war doch gar nicht der Franzi!, Frau Brunner wieder erbost. Was hat er denn gesagt, der Franzi – ich meine, der unbekannte Anrufer, verbesserte sich schnell Frau Lemberger. Frau Brunner zierte sich. Sie können es auch nur mir erzählen, meinte Frau Lemberger. Also? Frau Brunner antwortete und sah dabei nur Frau Lemberger an: Er hat gesagt: Ich bin's. Und was haben Sie darauf erwidert? Ich hab gesagt: Ich will von Ihnen nicht mehr belästigt werden! Ich bin's doch, hat die Stimme

vom Franzi wieder gesagt, aber es war nicht der Franzi! – und sie warf Frau Kapl einen finsternen Blick zu. Rufen Sie nie wieder an!, hab ich in den Hörer gerufen. Mir ist so heiß, hat der Mann wieder gesagt. Ich werde jetzt auflegen, hab ich gesagt. Bitte, bitte leg nicht auf!, hat da der Mann mit Franzis Stimme richtig gefleht. So etwas hab ich noch nie gehört, so ein flehender Tonfall! Und, was haben Sie gemacht?, erkundigte sich Frau Lemberger. Ich hab aufgelegt, sagte Frau Brunner und ich kann Ihnen nur sagen: Mein Herz hat wieder wie verrückt geklopft. Bitte, bitte leg nicht auf!, hab ich in meinem Kopf wie ein Echo gehört. Ich hab den Fernseher ausgeschaltet und bin sofort in die Küche gegangen. Bitte, bitte leg nicht auf! Er war ein Fremder, hab ich mir gesagt und ich hab begonnen Geschirr abzuwaschen. Ein Fremder, der mich belästigt. Gegen den man etwas unternehmen muss, wie der Franzi, der noch nie gegen irgendwas etwas unternommen hat, gesagt hat. Ich hab meine Hände abgetrocknet. Ein Fremder, hab ich mir gegenüber wiederholt, mit der gleichen Stimme wie mein Sohn. Und da hab ich plötzlich gedacht: Mein Sohn ist auch ein Fremder geworden – nur die Stimme ist gleich geblieben, und ich hab die Lesebrille genommen und auf dem Display stand die Nummer des letzten Anrufers. Das sind diese modernen Telefone, die alles speichern, so eines hat sich der Harald eingebildet, obwohl ihn nie jemand angerufen hat. Und jetzt hab ich die Nummer auf dem Display sehen können. Ein Fremder, der jemanden braucht, hab ich gedacht und da hab ich die Nummer gewählt. Sie haben den Verrückten zurückgerufen!, platzte Frau Kapl heraus. Er hat Hilfe gebraucht, rechtfertigte sich Frau Brunner und ich hab nur fragen wollen, ob ich was für ihn tun kann. Was für ihn tun!, rief Frau Kapl und schüttelte den Kopf. Eine Massage vielleicht! Was denn für eine Massage?, fragte Frau Brunner, verwirrt. Na, was denn für eine wohl!, zischte Frau Kapl. Ich versteh Sie nicht, sagte Frau Brunner und sah hilflos auf ihren Kuchen. Lassen Sie doch die Frau Brunner weiter erzählen!, bat Frau Lemberger. Was meinen Sie mit Massage, Frau Brunner verunsichert. Erzählen Sie einfach weiter, sagte Frau Lemberger wieder und zu Frau Kapl: Ihr Kaffee wird kalt. Frau Brunner sah irritiert aus, aber erzählte weiter: Ich hab also die Nummer vom Display gewählt, meine Finger haben gezittert – sollten Sie das bezweifeln, sie zu Frau Kapl. Dann ist das Freizeichen ertönt. Ich hab das Abheben des Hörers gehört – Und?, Frau Lemberger. Und ganz schnell aufgelegt. Bitte, bitte, leg nicht auf!, das Flehen hab ich aber sofort wieder im Ohr gehabt, das war nicht abzustellen und ich hab auf Wiederwahl gedrückt. Jemand hat abgehoben. Und Sie aufgelegt, meinte Frau Kapl und verdrehte die Augen. Nein, sagte Frau Brunner stolz, ich hab nicht aufgelegt. Frau Kapl beäugte Frau Brunner wie eine andere Spezies. Ich hab gesagt: Hallo?, aber von der anderen Seite: Nichts. Ich – ich wollte nicht einfach auflegen, hab ich in den Hörer gesagt. Noch immer kam nichts. Wie kann ich Ihnen helfen? Hallo? Sind Sie noch hier? Nichts. Hallo? Und da ist der Hörer aufgelegt worden. Ich hab erneut auf Wiederwahl gedrückt, ohne viel

nachzudenken. Am anderen Ende abermals das Abheben des Hörers. Schnell hab ich gesagt: Legen Sie bitte nicht auf! Frau Kapl griff sich an den Kopf. Und?, wollte Frau Lemberger wissen. Er hat nicht aufgelegt, aber er hat auch nichts gesagt. Ich wollte mit Ihnen reden, hab ich gesagt. Warum?, hab ich da ihn sagen hören. Das frag ich mich auch, murmelte Frau Kapl. Wenn ich etwas für Sie tun kann, hab ich in den Hörer gesagt. Am anderen Ende wieder nichts. Totenstille, sagte Frau Brunner. Ich hab noch einmal in den Hörer gesagt: Sagen Sie mir doch, was ich für Sie tun kann! Und da hab ich etwas wie *Besuch mich* gehört. Wie bitte?, hab ich gefragt. Es war abermals totenstill. Wie bitte?, ich erneut. Und da sagte die Stimme vom Franzi flehend: Besuch mich! Frau Kapl und Frau Lemberger starrten Frau Brunner an.

Die Weckeranzeige hat in dieser Nacht geleuchtet, so ein Leuchten hab ich noch nie gesehen gehabt. Weit offen sind meine Augen die ganze Nacht gewesen und haben auf die leuchtende Anzeige geschaut. Bis morgen, hat er gesagt. Bis morgen, hab ich geantwortet. Wolfgang Burger, Buchengasse 19 hat auf dem Block neben dem Telefon gestanden. Das konnte ich vom Bett aus freilich nicht lesen, aber ich hab den Zettel vor mir gesehen. Zwischen Zweiundzwanzig Uhr und fünf Uhr in der Früh bin ich dann immer wieder in die Buchengasse 19 gefahren. Das hab ich vom Bett aus können. Manchmal bin ich auf halber Strecke ausgestiegen und zurückgefahren. Du bist verrückt, hab ich dann zu mir selbst gesagt. Frau Kapl nickte. Den Franzi hab ich sagen gehört: Wir müssen etwas unternehmen, und ich hab dazu müde gelächelt. Dazwischen eine Schlagzeile aus den Sieben-Uhr-Nachrichten: Eine fünfund-siebzehnjährige Pensionistin ist überfallen und getötet worden. Die Dritte in zwei Wochen. Die Dritte!, hab ich in meinem Kopf gehört. Aber am deutlichsten habe ich nur das Flehen gehört: Besuch mich! Und so, sagte Frau Brunner und strich sich über ihre schütterten Haare, so bin ich am nächsten Morgen in die Straßenbahn gestiegen. Frau Kapl verschluckte sich: Was sind Sie? Na, ich bin zu ihm gefahren, sagte Frau Brunner. Das darf doch nicht wahr sein!, rief Frau Kapl aus. Ich hab mir gedacht, was kann schon passieren! Ich bin eine alte Frau, der Harald liegt unter der Erde, der Franzi, der macht gerade ein Umschulung, also, nicht einmal der hat mich im Moment gebraucht, und da gibt es jemanden, der mich dringend braucht. Haben Sie schon einmal überlegt, wofür?, Frau Kapl jetzt direkt. Na ja, der war halt ein einsamer Mann, hab ich mir gedacht, davon gibt es ja viele. Aber nicht alle rufen an, murmelte Frau Lemberger. Ich hab mir gleich gedacht, dass Sie das nicht verstehen werden, erwiderte Frau Brunner und verrückte den Süßstoff. Ein Wunder, dass Sie so alt geworden sind, meinte Frau Kapl. Ich hab zwei Kinder groß gezogen, verteidigte sich Frau Brunner. Ich kenn das Leben und seine Gefahren. Das Leben und seine Gefahren, ahmte Frau Kapl sie nach. Dann erzähl ich eben nichts mehr!, sagte Frau Brunner und verschränkte die Arme. Nicht gleich beleidigt sein, versuchte Frau Lemberger den Rest der Geschichte zu retten. Die Frau

Kapl soll sich entschuldigen, verlangte Frau Brunner. Frau Lemberger sah Frau Kapl auffordernd an. Ja, ja, ist schon gut, ich hab es nicht so gemeint, und sie wandte sich um: Fräulein, noch einen Gugelhupf bitte! Frau Lemberger nickte Frau Brunner zu: Bitte! und diese setzte fort: Also, wie gesagt, in der Nacht bin ich schon oft den Weg im Kopf gefahren und als ich dann am nächsten Tag in die Straßenbahn gestiegen bin, da war mir schon etwas mulmig zumute. Dem Franzi hab ich natürlich kein Sterbenswörtchen davon gesagt, den hätt ja in seinem Umschulungszentrum der Schlag getroffen. Ich bin also in die Straßenbahn. Düster war's und ein kalter Wind hat einem ins Gesicht geschnitten, so ein richtig ungemütlicher Novembertag eben. In der Straßenbahn hat's auch noch entsetzlich gestunken, obwohl gar nicht Sommer war. In der Straßenbahn stinkt's immer, meinte Frau Kapl. Ja, aber an diesem Tag hat's noch entsetzlicher gestunken und ich hab mir gedacht: Das wird kein guter Tag heute, so wie's hier stinkt. Ich wollt schon fast wieder aussteigen und zurückfahren, denn man soll ja auf sein Bauchgefühl hören. Aber dann hab ich plötzlich nicht gewusst, ob das Bauchgefühl nicht viel eher für zu Hause gegolten hat – also bin ich doch sitzen geblieben. Ich hab die Buchengasse schnell gefunden, ich hab ja vorm Schlafengehen im Plan nachgesehen, so einen alten, der schon x-mal geklebt worden war, denn der Harald hat gefunden, dass man kein Geld für einen neuen ausgeben muss. Also, kein Wunder, dass ich die Straße gleich gefunden hab, zusätzlich hab ich noch einen Passanten gefragt und mir den Weg zeigen lassen. Ich lass mir immer den Weg zeigen, auch wenn ich ihn schon weiß, ja, eigentlich weiß ich ihn besser, als die meisten, die ihn aber trotzdem zeigen. Ich geh dann vorwiegend meine Variante, eigentlich jedes Mal, ist ja doch die schnellste. Was man vom Erzählen nicht behaupten kann, murmelte Frau Kapl. Frau Kapl!, Frau Lemberger vorwurfsvoll. Also, ich bin dann vor der Buchgassen 19 gestanden und zuerst hab ich den Namen nicht auf dem Klingelschild entdecken können. Kurz hat es mich wie ein Blitz durchfahren: Was ist, wenn es doch der Franzi? Frau Kapl sah von ihrem Gugelhupf einen Triumph witternd auf. Also, wenn mir der Franzi wirklich so einen bösen Streich gespielt hat, also dann!, hab ich mir gedacht, und da hat mich ein zweiter Blitz durchfahren: Was ist, wenn der unbekannte Anrufer, wenn der mich reingelegt hat, und das war ein komisches Gefühl, denn ich hab mir das jetzt erst gedacht, dass er mich ja reinlegen hat mögen wollen. Fragt sich nur wohin, murmelte Frau Kapl. Aber dann hab ich schon den Namen Burger links oben in der Ecke, ganz klein geschrieben, entdeckt und da hab ich draufgedrückt. Wer ist da?, hab ich durch die Gegensprechanlage den Franzi sagen hören. Ich bin's, hab ich in den Lautsprecher gesagt, so, wie er sich immer bei mir am Telefon gemeldet hat und für einen Moment hab ich den Eindruck gehabt, dass ich den Herrn Burger angerufen hab und nicht er mich. Kurz war nichts zu hören und ich hab mir schon gedacht, der weite Weg in der stinkenden Straßenbahn und bei diesem unfreundlichen Wetter, jetzt könnt er mir eigent-

lich auch aufmachen. Und da ertönte ein Summen und die Tür sprang auf. Ich bin in den Hauseingang und hab mich erst an das Dunkel gewöhnen müssen. Ich hab dann einen Lichtschalter gefunden und hab mir gedacht, er hätte ruhig den Schalter schon oben drücken können, damit ich was seh. Das Licht ist angegangen, Lift hab ich trotzdem keinen gesehen. Ich bin also die Stufen hinauf. Ich hab ja keine Ahnung gehabt, in welchem Stock der Herr Burger wohnt, ich hab bei jedem Stockwerk geschaut, ob da vielleicht eine Tür offen steht oder ein Name war. Als ich im dritten Stock angekommen bin, hab ich mich kurz ausgeruht, ich wollt ja nicht völlig außer Atem vor der Tür eines Fremden stehen. Ich bin dann in den letzten Stock, da war nur noch einer nach dem dritten. Keine Tür ist offen gestanden. Nanu, hab ich mir gedacht, vielleicht hab ich wo eine übersehen und ich hab mich schon geärgert, dass ich ganz umsonst soweit hinauf bin. Da hab ich aber das Klingelschild entdeckt. Wieder ganz klein beschriftet, so, als ob man gar nicht will, das man den Namen lesen kann, aber warum dann überhaupt ein Namensschild, hab ich mir gedacht, während ich es gedrückt hab. Und dann?, Frau Lemberger sah Frau Brunner begierig an. Nichts. Nichts? Ja, nichts, sagte Frau Brunner. Aber er hat Ihnen doch unten aufgemacht, meinte Frau Lemberger. Ja, das hab ich mir auch gedacht und deswegen hab ich noch einmal auf die Klingel gedrückt, dieses Mal ordentlich. Nach ein paar Minuten hat sich die Tür einen Spalt geöffnet. Wer ist da?, hab ich sagen gehört. Wer soll da schon sein, hab ich mir gedacht und wieder gesagt: Ich bin's. Die Tür ist langsam aufgegangen. Also wenn jetzt der Franzi in der Tür steht, dann fall ich aber tot um, hab ich mir gedacht.

Ein Mann, vielleicht zehn Jahre älter als der Franzi, hat mich angestarrt. Das habe ich Ihnen mitgebracht, hab ich gesagt und ihm drei Tafeln Schokolade in die Hand gedrückt. Er ist regungslos stehen geblieben. Darf ich reinkommen?, und ich hab's mit einem Lächeln probiert. Und mir war auch nach Lächeln zumute, denn ich hab nicht mit so einer adretten Gestalt gerechnet. Er hat mich noch immer angestarrt. Ich weiß nicht, mit was er gerechnet hat. Ich hab da meine Vermutungen, murmelte Frau Kapl. Auf alle Fälle hat er dann gestottert: Bitte ja, kommen Sie, und er hat die Tür hinter uns geschlossen. Wir sind im Vorzimmer gestanden. Kann ich das irgendwo ablegen?, hab ich gefragt und ihm Hut und Mantel gereicht. Er hat die Sachen an die Garderobe auf einen der verwaisten Kleiderbügel gehängt und wir sind ins Wohnzimmer gegangen. Nehmen Sie doch Platz, hat er gesagt und auf das Sofa gewiesen. Ich hab mich hingesetzt. Es war schön weich und ich weiß noch, wie ich gedacht hab, hier kann einem das Novemberwetter nichts anhaben. Ich bin da also gesessen und hab mich erst einmal umgeschaut. Alles war tipp topp. Ich bin ja von Junggesellen einiges gewöhnt, der Franzi ist ja schließlich auch einer. Aber hier, alles auf seinem Platz. Sogar die Vorhänge waren zugezogen. Am helllichten Tag?, fragte Frau Kapl. Ja, alles an seinem Platz, wie gesagt. Und am Glastisch hat sogar eine Kerze gebrannt. Ein Romantiker, sagte Frau

Lemberger. Frau Brunner nickte: Ich mag Kerzen, hab ich ihm auch gleich gesagt. Er hat nur komisch geschaut und geschwiegen. Im Hintergrund ist leise Klaviermusik gelaufen. Ist das – ?, hab ich gefragt. Chopin, hat er mit gebrochener Stimme geantwortet. Das hab ich mir fast gedacht, hab ich geantwortet, was natürlich eine kleine Lüge war, und ich hab hinzugefügt: Ich mag auch Chopin, weil der Chopin da, der hat mir tatsächlich gefallen. Kaffee?, hat er mit unbewegtem Gesicht gefragt. Ich hab genickt. Er ist in der Küche verschwunden. Jetzt hab ich mich ungestört umsehen können. In der Ecke war das Telefon. Hier hat er gestanden und mich angerufen, hab ich gedacht und ich hab mich zurückgelehnt. Da ist es mir in den Kopf geschossen: Vielleicht braucht er beim Kaffeekochen Hilfe. Schließlich weiß ich ja vom Franzi wie schwer manches gerade in der Aufregung sein kann. Ich bin also in die Küche gegangen. Kann ich behilflich sein?, hab ich mich in der Tür erkundigt. Er ist furchtbar erschrocken. Ich wollt nur helfen, hab ich gesagt. Er hat schnell den Kopf geschüttelt. Ich hatte den Eindruck, ihm war es irgendwie unangenehm, dass ich die Küche sehe. Dabei war die Küche eine große Küche, nicht so ein Schlauch, wie bei uns daheim. Komisch war vielleicht, dass auch in der Küche die Vorhänge zugezogen waren. Und die vielen aufeinander gestapelten Dosen: lauter Fischkonserven. Er hat meinen Blick bemerkt. Gemütliche Küche, hab ich schnell gesagt. Einen oder zwei Löffel?, hat er gefragt und auf die Nescafé-Packung getippt. Zwei, hab ich gesagt und hinzugefügt: Ich mag es stark, und ich hab gelacht. Er ist wieder in das Schweigen verfallen. Leben Sie hier alleine?, hab ich gefragt, um das Schweigen zu durchbrechen. Er hat zwei Löffel Nescafé in die eine, einen Löffel in die andere Tasse gegeben, ohne meine Frage zu beantworten. Zucker? Ich hab den Kopf geschüttelt. Milch? Ich hab genickt und da hat er den Kühlschrank geöffnet. Bis auf eine Packung Milch war der komplett leer, der Kühlschrank. Komisch hab ich mir gedacht, na, vielleicht ist er nicht viel zu Hause, und ich hab gesagt: Darf ich Sie fragen, was Sie von Beruf sind? Statiker, hat er geantwortet – und Milch in meine Tasse gegossen. Das wollte der Harald auch immer werden, hab ich gerufen. Oft hat er das sogar gesagt: Wenn ich noch einmal wählen könnt, dann würd ich Statiker werden wollen. Das ist wirklich ein Zufall! und ich hab hinzugefügt: Der Harald war mein Mann. Er hat darauf nichts gesagt, hat die Tassen genommen und ich bin hinter ihm ins Wohnzimmer zurückgegangen. Der Harald hat bei einer Firma gearbeitet, als Buchhalter, hab ich in seinen Rücken erzählt. Er hat die Tassen auf den Glastisch neben die Kerze gestellt. Ich hab mich wieder auf das Sofa gesetzt. Er sich mir gegenüber auf einen einfachen Stuhl. Neben mir hätten noch zwei Platz gehabt, hab ich mir gedacht, aber so kann man sich wahrscheinlich besser unterhalten. Ich hab in meiner Tasse umgerührt, er in seiner. Du bist der Größte ist in schwarzen Lettern auf meiner gedruckt gestanden. Haben Sie Familie?, hab ich gefragt. Nein, hat er gesagt. Ich schon, hab ich gesagt und gehofft, dass er mich etwas über meine Familie fragen

würde. Er hat geschwiegen. Dann ist mir eingefallen, dass es ihm vielleicht unangenehm gewesen ist, dass ich meinen Mann erwähnt hab. Also hab ich gesagt: Der Harald, der ist schon tot. Das tut mir Leid, hat er gemurmelt. Vor einem halben Jahr ist der Harald gestorben, hab ich geseufzt und gemeint: So ist das Leben. Die einen kommen, die anderen gehen. Eigentlich hab ich etwas Positives sagen wollen, ich weiß auch nicht, warum er mich für einen Moment so komisch angesehen hat. Ich habe mich mit der Tasse in der Hand zurückgelehnt. Schön haben Sie es hier, hab ich gesagt. Er hat nicht geantwortet. Wirklich schön, hab ich wiederholt und in die Tasse geblasen. Da hat er sich geräuspert: Ich dachte – und er hat abgebrochen. Ich hab fragend von meiner Tasse aufgesehen. Er hat sich erneut geräuspert und gesagt: Ich dachte – Ja? – ich dachte, Sie wären etwas jünger. Meine Stimme klingt jung, oder?, hab ich geantwortet und gelacht. Viele halten mich am Telefon für jünger. Bei Umfragen sind die dann oft erstaunt, wie alt ich schon bin! Er hat betreten genickt und wieder in seine Tasse gestarrt. Da hab ich gesagt: Ich hab lange überlegt, ob ich Sie besuchen soll. Plötzlich hab ich das sagen müssen. A-ha, hat er gestottert. Ich hab mich zu ihm vorgebeugt: Aber ich hab gewusst, dass ich keine Angst haben muss. Er hat verlegen genickt. Vor einem Mann wie Sie muss man keine Angst haben, hab ich gesagt und in Du bist der Größte umgerührt. Ich freue mich, dass Sie gekommen sind, hat er gemurmelt und ist ein wenig rot geworden. Ich hab gelächelt. Das hab ich schon lange nicht mehr gehört. Du bist der Größte, hab ich gedacht. Ich hab die Tasse auf den Glastisch zurückgestellt, den Rock glatt gestrichen und die Beine von mir gestreckt. Im Hintergrund hat die schöne Klaviermusik gespielt. Ich hab in das flackernde Licht der Kerze gesehen. Er hat seinen Stuhl ein wenig vorgerückt – und fast flüsternd gefragt: Warum hätten Sie denn Angst haben sollen? Ich hab sein Parfum riechen können. Schon ewig hat sich nicht mehr ein Mann für mich parfümiert! Ich, ich kenne Sie ja überhaupt nicht, hab ich geantwortet und hinzugefügt: Zu einem fremden Mann – bei fremden Mann hab ich plötzlich lächeln müssen – einfach in die Wohnung zu gehen. Wenn das mein Sohn, der Franzi, wüsste! Wenn was Ihr Sohn wüsste? Ich hab mich noch ein Stückchen zu ihm vorgebeugt und jetzt auch geflüstert: Nun ja, seine Mutter bei einem fremden Mann. Unsere Blicke haben sich gekreuzt. Eine Pause ist entstanden. Ich hab gemerkt, wie ich zu schwitzen begonnen hab. Er muss die Heizkörper bis zum Anschlag aufgedreht haben, hab ich mir gedacht. Das war so was von heiß, in der Wohnung, mir wird's ja wie gesagt selten. Ich hab meine Strickjacke aufzuknöpfen begonnen. Er hat mich entsetzt angestarrt. Mir wird sonst nicht so schnell heiß, hab ich erklärt und die Jacke ausgezogen. Ist Ihnen nicht auch heiß? Da ist er aufgesprungen. Dabei ist sein Fuß gegen den Glastisch gestoßen. Du bist der Größte hat gewackelt. Ich hab erstaunt zu ihm aufgesehen. Riesig wie ein Baum ist er mir auf einmal vorgekommen. Er ist an mir vorbeigerauscht, hat ruckartig die Vorhänge zur Seite gezogen und die Fenster aufgerissen. Aber das wäre

doch gar nicht nötig gewesen, hab ich mich bei ihm bedankt. Die Flamme der Kerze hat sich im Luftzug gebeugt. Er hat sich wortlos gesetzt. Frische Luft ist gut für Körper und Geist, hab ich gesagt. Er hat nicht reagiert. Ich hab in den düsteren Himmel gesehen. Er ist starr mir gegenüber gesessen. Eine ganze Weile lang sind wir so geblieben, er kerzengerade auf seinem Stuhl, ich auf dem Sofa. Langsam hat es mich zu frösteln begonnen. Wegen mir müssen Sie die Fenster nicht offen lassen, hab ich gemeint. Er hat sich nicht gerührt. Ich habe wieder die Strickjacke angezogen. Den Wind hat man pfeifen hören können. Die Flamme der Kerze hat unruhig gezuckt. Ich habe mir die Schultern gerieben. Er ist noch immer regungslos gegenüber gesessen. Sein Gesicht ist mir plötzlich so fahl vorgekommen. Die Dritte in zwei Wochen, hab ich die Nachrichtenschlagzeile wieder gehört. Die Dritte! Ich hab mich unvermittelt erhoben und gesagt: Ich muss noch einkaufen gehen. Er hat auf meine hautfarbenen Strümpfe gestiert. Ich hab meine Handtasche fest an die Brust gedrückt. Sein Blick ist auf meine Beine fixiert geblieben. Ich hab schnell einen Schritt auf die Seite gemacht. Da ist er auch aufgestanden. Wir sind uns gegenüber gestanden. Er hat mich sicher um eineinhalb Köpfe überragt. Ich hab wieder sein Parfum riechen können. Es hat mich zögern lassen und mein Griff an der Handtasche hat sich einen Augenblick gelockert. Die Dritte! Geschwind hab ich mich zum Gehen gewandt. Mir war, als wollte er noch etwas sagen. Aber er ist stumm geblieben. An den offenen Fenstern und den Fischkonserven vorbei bin ich ins Vorzimmer gegangen. Er fast schleichend hinter mir her. Ohne ein Wort hat er mir Mantel und Hut gereicht. Hastig hab ich mich verabschiedet und bin die Treppen hinunter gestiegen. Einen Stock tiefer hab ich oben die Tür ins Schloss fallen gehört. Vor dem Haus hab ich noch einmal zu seiner Wohnung hinauf geblickt: Alle Fenster wieder geschlossen, die Vorhänge zugezogen. Schnell bin ich davon. Als ich nach Hause gekommen bin, hab ich im Umschulungszentrum angerufen und den Franzi verlangt. Geht's dir gut? Ja, hat der Franzi mit derselben Stimme wie der fremde Mann gesagt, warum? Nur so, hab ich gesagt, und nachdem ich aufgelegt hab, hab ich ganz schnell das Telefon ausgesteckt. Frau Lemberger und Frau Kapl sahen Frau Brunner fassungslos an. Ja, so war das, sagte Frau Brunner und verschob unmerklich den Kartenhalter, der den geschwungenen Schriftzug Aida trug. Frau Lemberger schüttelte den Kopf. Lauter Verrückte auf dieser Welt!, sagte Frau Kapl und kontrollierte wieder ihre Ohrclips. Aber, sagte Frau Brunner und ihre Augen begannen zu glänzen, dass er sich für mich parfümiert hat, das werd ich ihm nie vergessen! Er hat sich doch nicht für Sie parfümiert!, rief Frau Kapl. Für wen denn dann?, Frau Brunner wie ein Teenager zurück. Natürlich, extra für Sie, Frau Lemberger schnell. Eben, sagte Frau Brunner mit roten Wangen, und das werd ich ihm nie vergessen!

Anna-Elisabeth Mayer, geboren 1977 in Salzburg. Studium der Philosophie und Kunstgeschichte an der Universität Wien, Studium am Deutschen Literaturinstitut Leipzig. 2006 war sie Stipendiatin des 10. Klagenfurter Literaturkurses, 2007 erhielt sie das Jahresstipendium für Literatur des Landes Salzburg und 2009 das Literaturstipendium des Landes Vorarlberg. Veröffentlichungen (Auswahl): *Eine Stunde vierunddreissig Minuten* (in *Bella triste* 2006), *Geschichte* (in *Salz* 2007), *Fort* (in Bendixen, Poetenladen 2008).



UNENDLICHE WEITEN
Verena Rossbacher

Apropos Astronauten, da fällt mir dieser Spaziergang mit K. ein. K. hatte mich überredet, mit ihr den Üetliberg zu besteigen, sozusagen den Hausberg hier in Z., genau genommen wollte sie ihn nicht wirklich besteigen, vielmehr mit der Zahnradbahn hinauf zur oberen Station fahren und von dort aus weiter zu Fuß bis zum Gipfel, wo sich ein kleines Restaurant befindet.

Ich hatte mir – das nur am Rande – mehrere Wochen zuvor eines der Videobänder gegriffen, die in großer Vielzahl in K.s Wohnung im Regal stehen, waren es zweihundert, dreihundert? Ich weiß es nicht, es sind sehr viele, allesamt unbeschriftet, daher ein Akt schierer Willkür, seine Auswahl zu treffen, ich arbeitete mich, Pragmatiker der ich bin, ganz einfach systematisch vor, schaute mir alle paar Tage eines davon an – beschriftete sie.

Wie Sie sich denken können (Sie kennen ja K.) handelt es sich bei dieser erstaunlichen Sammlung keineswegs um die handelsüblichen Versatzstücke des *american dream*, Hollywood ist woanders, vielmehr muss ich vermuten, sie, K. selbst nämlich, habe diese Videos produziert, oder aber, sie beziehe sie aus einem wie auch immer gearteten *underground*, nicht, dass sie schlecht gemacht wären, das ist es nicht, sie sind jedoch – und je mehr davon ich mir in der Zwischenzeit angeschaut habe, desto eher verstärkt sich dieser Eindruck – sie sind merkwürdig, allesamt, und sie werden, mit jedem Exemplar, von welchem ich Kenntnis nehme, umso merkwürdiger.

Jedenfalls, vor einigen Wochen schaute ich mir einen Film an, der in eigenartigem Zusammenhang zu der Episode auf dem Üetliberg zu stehen

scheint, als wäre es der Auftakt, die Ouvertüre zu dem eigentlichen Ereignis, mit dem entscheidenden Nachteil, dass ich wieder einmal von nichts eine Ahnung hatte. Kurzum, ich lag in dem ausladenden moosigen Samtsessel und schaute mir den Film – wie immer in Endlosschleife – drei Mal an.

Es begann in absoluter Dunkelheit, tiefe, dickflüssige Nacht. Eine verzerrte Stimme meldete sich zu Wort, eine Stimme, wie wir sie alle sofort mit der amerikanischen Raumfahrt in Verbindung bringen, eine Stimme, die wir sofort zum Beispiel der NASA zuordnen, wir kennen sie von Raketenstarts, Filmen über etwaige Sichtung und Invasion von Aliens, von Raumschiff Enterprise. Die Stimme jedenfalls gab, soweit ich das als Laie beurteilen kann, Anordnung zu bevorstehender Landung und tatsächlich tauchte unter uns, im Scheinwerfer einer Raumkapsel, ein Planet auf, oder war es der Mond? Wahrscheinlich, wahrscheinlich eher der Mond. Nach endlosen Manövern und Wechselreden, setzte die Rakete auf, im Inneren des Objekts wurde eine Art Nachttischlampe eingeschaltet. Man sah einen Astronauten in voller Montur, ein Gewand, ähnlich der Umhüllung einer Folienkartoffel, der Helm wie ein Fischglas. Er blickte hinaus, schaute sich die öde Ebene an.

Houston, sagte er, *Tranquility Base here*. Er räusperte sich, hielt kurz inne, er schaute hinaus, zögerte, *the*, sagte er langsam, *the Eagle has landed*. Von der Erde immer noch das NASA-Team, *Houston calling*, diese verzerrten Stimmen, der Astronaut drückte ein paar Knöpfe, legte Hebel um, plötzlich war es still, absolute, völlige Ruhe, eine umfassende, universale Stille, wenn Sie wissen, was ich meine. Er schaute hinaus, schaute aus diesem Kabäuschen hinaus auf den Mond. Irgendwann erhob er sich und öffnete die Tür, setzte sich auf die Treppe, schaute. Es war so wahnsinnig still. Wehte Wind? So still. Er lehnte den Kopf gegen den Türrahmen, schaute.

Irgendwann schaltete er seine Kopfhörer wieder ein, bei der NASA herrschte eine gewisse Unruhe. *Houston*, riefen sie hektisch, *Houston calling*. *Yes*, sagte der Astronaut (war es Armstrong? Schwer zu sagen, das Fischglas erschwerte erheblich die Sicht). *Yes*, sagte er, *it's me*. Er saß auf der Treppe, lauschte auf diese Stimmen, so weit entfernt, schaute den Mond.

Dann gab es plötzlich einen glatten Schnitt, wir befanden uns in einer anderen Raumkapsel, sie flog zwischen Sternen, sichtete Planeten, innen drin schwebte, mit großen, klaren Augen staunend, Gagarin, Juri Gagarin, der russische Kosmonaut, unser Genosse von drüben, er schaute aus dem Fenster, unendliche Weiten, man sah diese – unendlichen Weiten, das Universum, Himmel über Himmel, er schaute hinaus, die Augen so groß, staunte. Dann war es schwarz, dicke, zähe, unendliche Nacht, die Stimme der NASA, Vorbereitung zur Landung, Manöver, Armstrong, wie er den Mond anschaute. *Yes*, sagte er leise, *yes, it's me*.

Es war wieder von vorne losgegangen. Ich schaute es mir drei Mal an, den stillen Trabanten, Gagarin mit diesen grossen, wachen Augen, dann

schaltete ich aus, saß in meinem moosgrünen Sessel, betrachtete den dunklen Bildschirm.

Das war, soweit, der damalige Film. Ich schaute mir zwischenzeitlich natürlich mehrere andere an, unter anderem den mit dem bratpfannenschwingenden Koch (Erinnern Sie sich? Das Gehirn seiner Freundin trat quasi mit sofortiger Wirkung heraus, dessen unbeeindruckt besass er aber dennoch die Courage zu behaupten, sie sei noch aufräumend ein wenig in der Wohnung herum gegangen und habe sich dann – still aber nicht bewusstlos – lesend auf das Sofa zurückgezogen.), wie gesagt, es liegt Wochen und mannigliche Filme zurück, neulich auf dem Üetliberg jedoch war mir, als gebe es eine Verbindung, als habe ich schon damals ein Verbindungsglied in Händen gehalten, ohne zu wissen, was damit anzufangen wäre.

Wir fuhren also nach oben, wir fuhren mit der Zahnradbahn auf den Üetliberg, der Himmel frisch gewaschen, schieres Licht, es war strahlend schön. Von der Station aus führt ein sogenannter Planetenweg spiralförmig auf den Gipfel, wir kamen an der Venus vorbei, an Neptun, Mars, Merkur, erwanderten die Sonne, überholten den Mond und so fort und wurden für diese Strapazen mit einem wirklich außerordentlichen Ausblick belohnt, wir traten aus dem Waldweg heraus auf das Plateau, die Farben so pur in dem satten Licht, ringsum die Berge, fluoreszierender Schnee, Dohlen, Schwalben, ein Bussard, tief und grün die Wälder unter uns.

Wir waren keineswegs die einzigen, vielmehr schien sich die halbe Stadt hier oben ein Stelldichein zu geben und alle strebten nach den Planeten jetzt dem Restaurant zu, welches, so K., für seine exquisite *Tarte aux pommes* berühmt war, oder seine *Öpfelwaihe*, wie die Leute sie hier so herzlich nennen.

Bevor wir selbst uns einen Platz auf der Terrasse suchten, wollten wir von einem etwa 15 Meter hohen Aussichtsturm einen Blick ins Tal und somit auf Z. werfen. Wir stiegen die Stufen hoch, oben war außer uns nur ein einzelner Herr, angetan mit einem langen, schwarzen Mantel und einem ebensolchen, auffällig unmodischen Hut, der versunken die uns zu Füßen liegende Stadt betrachtete. Wir traten neben ihn und als ich mich anschickte, ebenfalls (versunken) die uns zu Füßen liegende Stadt zu betrachten, wandte er sich um und schaute mir ins Gesicht.

Er schaute mir ins Gesicht und zwar – ich fühlte mich schlagartig unbehaglich – seltsam konkret und, wie soll ich sagen, isoliert – immerhin hatten wir uns nie zuvor gesehen – schaute mich an, merkwürdig intim, ich sah an seinen Schläfen die traditionelle Locke orthodoxer Juden und verstand jetzt erst den langen Mantel und den von Gott, von absolut jedem Gott verlassenem Hut. Er betrachtete mich, die Augen in diesem Blau der Alten, das schon beinahe sphärisch wird, sich aufzulösen scheint, eins wird mit der Luft, solch ein blau, er lächelte.

Mankind, sagte er, *do you know mankind?* Ich erwiderte seinen Blick, wandte dann den Kopf und sah die Stadt, weit unten diese Stadt, das Mäandern des Flusses, der See ein Smaragd, das Kupfergrün der Dächer im Licht, ich schüttelte den Kopf. *Nein*, sagte ich, und es war nicht gelogen, *nein*.

Seine leise und melodische Stimme ist mir heute noch sehr gegenwärtig, obwohl es tatsächlich die einzigen Worte waren, die er an mich richtete, seine greise Iris, schon so nah am Himmel. Er stieg, ohne einen weiteren Blick und ohne K. auch nur mit den Augen zu streicheln, die Stufen des Turmes hinab und ich schaute ihm hinterher, wie er den Planetenweg einschlug, unter die schattigen Bäume trat und hinter der nächsten Biegung Richtung Saturn verschwand.

Ich drehte mich um zu K., sie schaute durch das bewegliche Fernrohr, betrachtete Bergspitzen, Vögel, reines Azur, Ultramarin, Petrol, sie schien nichts bemerkt zu haben.

Wir aßen hinterher, dicht gedrängt mit der restlichen, bestens ge-launten Einwohnerschaft von Z., Öpfelwaihe und tranken süßen Traubenmost, schauten ins Land.

Als wir uns anschickten, wieder hinunter zur Station zu wandern um dort die Bahn ins Tal zu besteigen, stand die Sonne schon tief am Horizont, die krakeelenden Massen rüsteten ebenso wie wir zum Aufbruch und K. schlug vor, einen anderen, ihr gut bekannten Weg hinunter zur Bergstation zu nehmen, abseits der vielen Leute. Ich stimmte gerne zu und wir gingen an den fidelen Bürgern vorbei und tauchten auf einem schmalen Pfad in den Wald ein, wo uns schlagartig eine zwar wohlthuende, nichts desto weniger jedoch auffällige Stille umging. Keiner war mehr zu sehen, alles absolvierte im Eiltempo die verstreuten Planeten, fernab jedoch von unserem Sonnensystem stieß man in unendliche Weiten, galaktische Ruhe, ich würde sagen, aus dieser, ganz und gar privaten, Beobachtung heraus: Es gibt keine fremden Wesen, irgendwo im Weltall. Dort ist es still, verstehen Sie? Wir sind allein. Niemand, weit und breit. Wir sind allein. K. und ich, wir waren gänzlich allein. Ich wunderte mich zwar, dass keiner der Ausflügler in Kenntnis dieses Nebenweges zu sein schien – der, je enthusiastischer K. ihn anpries, desto eher gar zu einer regelrechten, zahlreiche der uns bekannten Planeten einsparenden Abkürzung avancierte – machte mir aber keine weiteren Gedanken, sondern folgte K., die zielstrebig hangabwärts ging.

Wir liefen schon eine ganze Weile. Ich begann mich langsam zu wundern, dass die Station, die meinem Ermessen nach spätestens nach einer halben Stunde (so viele Planeten kennen wir nun auch wieder nicht) hätte auftauchen müssen, nicht und nicht in Erscheinung zu treten gedachte, da drehte sich K. zu mir um und küsste mich, küsste, küsste, sie küsste mich noch, als ich schon rücklings auf den weichen Nadeln zwischen den Tannen lag, den Fichten, wenn ich es genau betrachte, küsste mich, als sie meine

Schuhe ins Gebüsch hängte, mir die Hose aufknöpfte, abstreifte, Socken warf und ihren Rock hob, was mich erst gewahr werden ließ, dass sie darunter nackt, vollständig nackt war, sie setzte sich auf mich und – wie ein Überfall, wie ein Stoß in luftleeren Raum diese Idee, oder war es ein Geruch, wie ein Fallen, kurzes Black-Out, so ein – Duft, schneller Fall. Und das Letzte, was ich sah, war ein Astronaut, der über mir zwischen den Zweigen einer kanadischen Fichte hing, ein Kosmonaut, sich langsam drehte, den Kopf in einem Helm wie einem runden Fischglas, ich hätte nicht sagen, können, war es Armstrong, Gagarin? Das poetische Aquarium um den Astronautenkopf ließ eine genaue Sichtung nicht zu. Armstrong betätigte sich auf dem Mond und wo war Gagarin? Millionen Lichtjahre entfernt? Hatte er sich verirrt? Wollte er eine Abkürzung nehmen? Trieb er irgendwo im Orbit? Auf dem Mond wurde gerade ein Adler geparkt und Gagarin gaukelte in den unendlichen Weiten unserer Galaxis? Ich auch. Im Orbit. Unendliche Weiten. Der Astronaut drehte sich leise, *Houston, Houston calling*, im übrigen erlebte ich hier auf der Erde gerade meine ganz private Mondlandung, Astronauten, Kosmonauten, *le petit mort* der Franzosen eilte freudig auf mich zu, Amerikaner, Russen und Franzosen, Orbit, dachte ich noch und: Was. Bedeutet. Das. Dann schloss ich die Augen, fasste nach K.s Rücken, ihren Schenkeln, diesem kühlen, glatten Fleisch, hörte sie schreien, Franzosentod, Orbit, dachte ich, Orbit, implodierte.

Sie stand auf, strich ihren Rock glatt, es war dämmrig. Ich schaute in die Zweige, malerisches Mikado am Himmel, es war zu dunkel, etwas zu erkennen. Sie reichte mir meine Hose, half mir hoch und streifte die Tannennadeln von meinem Hemd, Fichtennadeln, kanadische Fichtennadeln. In unseren Wäldern – das nur beiseit, aber achten Sie einmal darauf, sollten Sie wieder einmal promenierend den hiesigen Baumbestand in Augenschein nehmen – in unseren Wäldern wird in der Aufforstung neuerdings ein gewisses Schwergewicht auf die kanadische Fichte gelegt, die kanadische Fichte ist der gemeinen Fichte und gar der profanen Tanne insofern haushoch überlegen, als sie Sturm und Wetter trotz, nicht biegt, nicht bricht, sie ist hässlich, Sie haben Recht, sie verschandelt schon Kanada, jetzt auch unser schönes Land, das das Alpenland genannt wird, verhunzt mit ihrem gerupften Antlitz die hiesige Bergregion, aber: hässlich lebt länger, die Hässlichen müssen sich, das ist beim Baum wie beim Menschen in etwa dasselbe, die Hässlichen müssen doppelt stark, halsstarrig und dickhäutig sein, eben weil sie so hässlich sind, da sind die Vorbehalte per se immens, die kanadische Fichte ist ihrer europäischen Cousine durch ihre Hässlichkeit überlegen. Ich drehte mich noch einmal um, suchte hoch oben in den Verästelungen der Bäume, Gagarin? Armstrong? Zu dunkel, es war zu dunkel. Wir wanderten weiter. Bald weitete sich der Weg und man hätte gut und gern auch zu fünf nebeneinander gehen können, bloß, wer hätte das sein sollen. Tatsächlich hatte sich noch immer keine Menschenseele blicken lassen, alle jene Städter, die sich oben im

Restaurant noch den Chäs vom Teller fraßen, schienen vom Erdboden verschluckt. Es wurde immer dunkler, ein fetter Mond ging langsam über dem Wald auf, mir wurde klar, dass hier keine Station mehr kommen würde, keine Station, dort war der Mond und hier keine Station. Mitunter legte sich K. neben den Weg ins Gras, zog mich zu sich, zog mich zu sich unter ihren Rock, an ihrem Hals, ich roch, an ihrem Hals, schnelles Fallen, rasche Bilder, ein Duft wie ein Daumenkino, roch an diesem Hals, wie – tiefere Schichten und, Black-Out, ich hörte sie keuchen, kehlig, sie umfasste meinen Leib, meinen Kopf, küsste, saugte mich ein, ich hörte ihre rauen Schreie in dem verlassenen Wald, schmeckte ihren Mund. Dann stand sie auf, schüttelte die Blätter und Zweige aus ihren Haaren und wir trieben wieder ein Stück, manchmal ging sie voran, zehn, zwanzig Meter, war mir immer eine Biegung des Weges voraus, ich konnte sie nicht sehen, hörte sie aber singen, irgendein Kauderwelsch, unheimlich zwischen diesen unberührten, schlaftrunkenen Bäumen, Sträuchern, Lichtungen, dann wieder erwartete sie mich irgendwo am Wegesrand, fasste mich an, bettete mich umsichtig ins Gras oder drängte mich gegen einen Baumstamm, knöpfte meine Kleider auf, rollte sie weg, ich hielt sie in den Armen, roch, an diesem Hals, ja was, reife Birnen, ganz reifes Obst, den Herbst, so rasche Bilder, wie ein feines Flimmern im Kopf, ein Rosengarten in Samarkand, die Idee von: Zaumzeug, feste Lederriemen in der Hand, so – Blitze im Kopf, so ein Riechen war das, mir schwanden allmählich die Sinne, sie nahm mich, nahm alles, biss mir in den Oberarm, kroch in meine Achselhöhlen, fasste zwischen meine Beine, legte ihre langen, schlanken Finger um meinen Rücken, zog mich zu sich hinein, sie – ich weiß nicht, klingt das obszön? Es fällt mir kein treffenderer Ausdruck ein – sie fickte mich durch, von oben bis unten, es schien kein Millimeter mehr an mir zu sein, den sie nicht berührt, den sie nicht gelockt, geschmeckt hätte, sie nahm mich, bis mir Hören und Sehen verging, so ein Geruch, wie geworfen in bunte Untiefen, ich sah Samarkand, einen Garten mit Rosen, ich zäumte ein Pferd, strich über einen Sattel wie glatte Kiesel, roch das Leder, ein Daumenkino, ich saß auf einer Piazza an einem Tisch, die Sonne im Untergang, rot-weiße Karos und gestärkte Servietten, aß gelben Risotto mit Safran und Wein, ich lag unter Birnbäumen, hörte das Fallen von Obst, blauer blühenden Jasmin sah ich nie, sie nahm mich und alles verging, ein Aufleuchten der Bilder, schnelles Verglühen, zwei Mal, drei Mal, vier Mal, ich weiß es nicht mehr, wie oft sie in dieser Nacht in diesem Wald an mir leckte wie eine ausgehungerte Katze, an mir aufstieg, bis sie luftig wurde und ganz leicht, ein Sputnik am Himmel. Stunden. Ich glaubte nicht mehr an eine Station, wo sollte es sein, dieses Houston, ich glaubte nicht mehr an die Existenz von Z., wir waren nicht mehr in der Welt, es war nur noch der Wald, die Nacht und K., überall, der Körper von K., ihre durchsichtige, weiße Haut, ihre klaren Schenkel, ihr nackter Rücken vor mir im Moos, wie sie sich langsam bewegte, wie ein Raubtier bei

der Liebe, keuchte, ich war in einem Nebel, dachte, diese Frau vor mir entzwei zu spalten, sah ihre Haare in dem zerfaserten Mond, fasste mit den Händen hinein in diese warmen, lichten Gespinste, da war keine Stadt mehr, der Weg würde niemals aufhören und sie würde niemals gesättigt sein, würde mich ausnehmen, ausweiden wie ein Stück Wild, ein blutig heisser Hirsch, dem langsam das Leben aus den Augen troff, sie würde sich am Ende der Nacht mit mir zudecken und schlafen, würde schlafen und ich würde in diesem Zwischenbereich verweilen zwischen totaler Erschöpfung und großer Wachheit, würde herumirren zwischen gezäumten Pferden und seidenen Teppichen, würde unter Birnbäumen wandeln, auf einer italienischen Piazza, gefangen zwischen Orient, Okzident, wäre irgendwo auf dem Weg ins Morgenland, immer der Nase nach, ich wusste nicht mehr, ging ich schon wieder oder war ich noch in ihr, waren es meine Schritte, die ich hörte oder ihr Keuchen, war der Rhythmus mein eigener Atem oder ihr Herzschlag unter mir, über mir, neben mir, war es ich, was ich fühlte oder schon sie, war dieses Wollen das ihre oder das meine.

Irgendwann die Lichter. Waren es Sterne? Vom Nachthimmel gefallene kleine Leuchtkörper? Sterne sind ja so sinnlos. Sterne sind, machen wir uns nichts vor, romantischer Schnickschnack, eine Verschwendung von Rohstoff. Hatte der Himmel endlich gehandelt, hatte man den Plunder aussortiert, auf die Erde gekippt, waren wir die Müllhalde der Galaxis? Ich hatte meinen Pullover verloren, meinen Gürtel, vermutlich irgendwo in den Wipfeln der Tannen Fichten Bäume, meine schwarzen Strümpfe. Hingen sie in kanadischen Fichten – kanadische Fichten, wie Bäume aber mit Nudelsuppe anstelle anständigen Astwerks, schwammen dort oben meine Strümpfe? Ich fühlte mich seltsam irr, spürte meine nackten Füße in den Schuhen nicht mehr, spürte überhaupt keinen Unterleib mehr, keinen Körper, spürte nicht mehr, dass der Waldboden übergang in Asphalt. Ich dachte an dampfende Nudelsuppen mit träge treibenden Fettaugen, dazwischen Strümpfe wie fade Nockerln. Wir gingen durch die menschenleeren Straßen, die Erde war evakuiert worden, alle weg, das fahle Licht der Laternen, ich ging hinter K., folgte ihr und der Bildspur, die sie hinter sich herzog, durch das nächtliche Z., ging ich Seidenstraßen, Gewürzstraßen, ging ich in einer Karawane, folgte ich ihr nach Rom, ich weiß nicht, ich ging einfach diesem Geruch hinterher, ich weiß nicht, welche Zeit es war, zwei Uhr morgens, drei oder eins? Es fuhr keine Straßenbahnen, keine Autos, weg. Wo war die Menschheit, wo war *mankind*? Wir hatten den Üetliberg und ich weiß nicht, welche sonstigen Berge und Wälder, womöglich die gesamten Alpen hinter uns gelassen und ich fühlte mich wie in einem psychedelischen Albtraum. Ich folgte K. durch die verwinkelten, engen Gassen, ineinander geschachtelt ohne Sinn und Verstand, dieses vertrackte Z., folgte ihr kreuz und quer, Straßen hoch und wieder runter, folgte ihr zu einem mir unbekanntem Haus, dessen Schlüssel sie aber ganz selbstverständ-

lich hervorholte, folgte ihr durch eine Haustür, wankte die Treppen hoch und fand mich in einer akkurat quadratischen Küche wieder, wo K. quasi noch in derselben Minute dazu anhub, die verglasten Schränke zu öffnen und wieder zu schließen und mit ruhigen Handgriffen begann, ein kompliziertes Menü zu kochen, ein Vorgang, den ich mit überwachem Blick und ohne jeden Ansatz von Verständnis betrachtete wie eine cinematographische Vorführung.

Die Wände der Küche waren schulterhoch mit bunten Mosaiksteinchen gefliest, wenn man sie zu lange anschaute, bewegten sie sich auf einen zu und fraßen einen auf. Ich versuchte, sie nicht zu lange anzuschauen. Schloss die Augen. Der Jude, hatte der Jude etwas gewusst? Etwas Existentielles? Was wusste er über mankind. Sollte ich konvertieren, war es das? Wiederum, die Juden legen überhaupt keinen Wert auf Konvertiten, die Konvertiten legten Wert auf die Juden, umgekehrt nicht. War das eine Parabel? Eine mysteriöse Metapher für das Menschsein an sich? Er war so freundlich gewesen, tat ich ihm leid? Ich sank in einen lethargisch süßen Traum, klare See, klare Sicht, spiegelglatt das Wasser, ich schaute bis an den Grund, Wasser und Himmel, das war alles, hier wandelte kein Mensch, wohnte kein Tier, hier war alles klar, ein milder lieber Traum, der aber schlagartig vorbei war, als ich mit dem Kopf auf die Tischplatte knallte. In mir drehte sich alles, außer mir drehte sich alles, nur andersherum, K. wirbelte zwischen Töpfen, Schränken und Küchendunst, überdeutlich sah ich sie fettige Samen aus einer Vanilleschote schaben, sie goss Kellen von brodelnder Brühe in zischende, spuckende Zwiebeln, putzte fleischige, radioaktiv große Pilze, raspelte, hackte, walkte, die Küche versank in dickem Nebel, oder war es in meinem Kopf? Ich scheuchte die Schwaden von meinem Gesicht, vergeblich, in meinem Kopf, in meinem Kopf brannte etwas an, drückte der Föhn in den Kamin, schüttete einer großzügig Wasser auf glühende Steine, irgend ein Schlagen, Hämmern, war es ein Klopfen, ich schrak auf, nur wenige Millimeter unter mir die Tischplatte, schon wieder die Tischplatte, ich rückte den Stuhl zurück, lehnte mich gegen die Wand, K. drosch in einer Schüssel das Dessert zur Raison, der Schneebeesen sang gellend im stockenden Eiweiß, vor mir stand ein Glas mit gekühltem Pastis, ich trank es weg, einfach so.

Als sie den ersten Gang servierte, irgendwelche Quadrate, was, weiss ich nicht, aber Quadrate, gefüllte Quadrate, ich weiss nicht, Spinat? Spinat im Quadrat? Bei den Quadraten jedenfalls begannen die Vögel zu singen, zu Steinpilz und Getrüffeltem roch es vom geöffneten Fenster her nach dem leise anbrechenden Morgen, wir aßen Zabaglione und Kirschen als wären wir nicht wahr, draußen die ersten einsamen Automobile, kurvten verloren durch das zerknitterte Z. und K. schälte mir, Stück für Stück und als gehörte ich zu ihrer kulinarischen Komposition dazu, die verbliebenen Kleider vom Leib.

Der Astronaut, sagte ich müde. *Ja*, sagte sie, *Astronaut*. Sie legte mich aufs Bett, kniete sich neben mich. Gagarin, machte ich noch einen Versuch.

Genau, sagte sie, Gagarin, du bist Gagarin und ich bin Armstrong.

Das war es, das war mein Problem, sie war Armstrong, dekorierte gerade den Erdtrabanten, zur richtigen Zeit am richtigen Ort, ich aber war Gagarin, Juri Gagarin, Millionen Lichtjahre entfernt, irgendwo im Orbit.

Houston, flüsterte sie, sie biss sich an meinem Rücken hoch, in die Schultern, den Nacken, wühlte sich in mein Haar, *Houston calling. Yes*, antwortete ich, *yes, it's me*, meine Stimme wie gehobelt, zerbröselt, faschiert, *yes*.

Tranquility Base here, fast unhörbar, hatte sie etwas gesagt? *The Eagle*, sie drehte mich herum wie eine feiste Speckseite, ein fauliges Stück Obst, *the Eagle*.

Ich war ein Obst, eine Feige vielleicht, nein was war es, eine Birne, ich erinnerte die Birne, die Gärten, Jasmin, ich war eine Birne, überreif und gärend. *The Eagle*, hauchte sie, ganz nah an meinem Ohr, heiser, so – heiser – *the Eagle has finally landed!*

Was, dachte ich erschöpft, *was was was bedeutet das*. Ich mochte der Erste gewesen sein in unserem Universum, bloß, zu was war es mir nütze? Ich hatte den Trabanten verpasst, hatte mich heillos in den unendlichen Weiten verheddert, ging in Sternhaufen verschütt, Armstrong jedoch hatte gewusst, was Sache ist, wo der Hase im Pfeffer, wer war der Berg, wer der Prophet, für Armstrong alles klar, *a small step for man, but a giant leap for mankind*, verdammt guter Satz, ganz spontan auch noch das Wort zum Sonntag, *giant leap for mankind*, eben, und ich, ich hatte keinen leap, hatte überhaupt keinen step gemacht, hatte mit eingeschlafenen Beinen in dieser fliegenden Kiste im Orbit geschwebt, sinnlos wie ein Stern, hatte hinausgeglotzt, hatte diese galaktische Verschwendung von Ressourcen angestaunt wie ein verdammter Idiot und Armstrong? Armstrong holte sich adlerschnell hasenfink, holte sich mit traditionell amerikanischem Pioniergeist den Mond vom Himmel, quatschte stilsicher der jubelnden Einwohnerschaft vom blauen Planeten den Text zum Film.

Sie küsste, K. küsste wie andere Liebe machen, so küsste K., küsste, sie fuhr mit den Händen über meinen matten Körper, holte ihn sich einfach zurück aus dem Schattenreich, aus dem schwarzen Loch, in das er sich verflüchtigen wollte, in das er abglitt, zügig, wie geölt abglitt, holte ihn zurück in die verzettelten, verwunschenen Gassen von Z. in dieses fremde Haus, diese Wohnung, auf dieses Bett, unter ihre sicheren Hände, sie bog meinen Kopf zur Seite, biss mir messerscharf, haargenau in den Hals, sie öffnete meine Schenkel, wer war hier eigentlich der Mann, sie oder ich, war Genosse Juri etwa kein Mann, Juri war ein Mann und sie meine schöne Kosmonautin, sie legte ihre kühlen Finger auf meine Wangen, meinen Mund, in meinen Mund, ich sah K. in der anbrechenden Dämmerung, sah wie sie sich auf mir langsam bewegte, ein konzentrierter Astronaut, Kosmonaut, im Aquarium spiegelte

sich das Universum oder was, die Augen geschlossen, das Gesicht so konzentriert, ich hatte meine Hände um ihre Taille gelegt, spürte sie atmen, ihr weicher, warmer Leib, das Morgenmeer in einem lauen Sommer, ganz sanft und noch ohne Anstrengung, ich spürte, wie der Atem kam und ging, Wellen im Sand, meine Oma, meine Oma hatte immer gesagt, seither stimme etwas mit dem Wetter nicht mehr, ich war's nicht, Omi, das war Neill, ich bin dein Juri, irgendwo im Orbit, Tausende von Lichtjahren entfernt vom Unruheherd, *seit die Amis auf dem Mond waren*, sagte sie gern, *stimmt etwas mit dem Wetter nicht mehr*, Meer, mehr Meer, sanftes Wasser, klatschend am Ufer, bäumt sich, türmt sich, schäumt, zürnende See, der Adler, wissen Sie, was ein Adler ist, holt sich, was er will, das ist der Adler, holt sich den Mond im Fall von Neill, in diesem Fall holt er sich mich, Adler, kreist hoch oben in den Lüften, hungrig, er ist sosehr hungrig, der Adler, verdeckt die Sonne, späht adlerscharf, sinkt, zieht die Spiralen enger und enger, sichtet die Beute, checkt die Lage, taucht ab, Tiefflug, Tiefflug, der Adler, Tiefflug, ich hörte den Atem, er wird schneller, ich sehe den gewetzten Schnabel eilig auf mich zu rasen, so einen Hunger, er weiß, wohin, kein Kompromiss, meine Chancen gleich Null, schon meine ich, das Gefieder zu riechen, Adler, dieser scharfe Geruch nach gierigem Tier und Himmel, Adler, hier, jetzt, sie öffnete den Mund, ich sah sie zittern in diesem milchig frühen Licht, sie streckte den Rücken durch, Staub glimmt, fallender Stern, stürzendes Licht, ging durch mich hindurch, durch das offene Fenster auf die morgendlichen Straßen, schlug zu, der Adler schlug zu, Vogelgezwitscher, das Bimmeln der Tramway, so einsame Autos, Adler, *Houston calling*, *yes*, sagte ich, *the eagle has landed*, sagte ich, *finally*, dies war eine Supernova, *yes*, tosende Gischt, Gischt, *finally yes*, dann wusste ich nichts mehr, nichts.

In dem Haus, in der Wohnung war ich später nie mehr, es muss irgendwo im Kreis vier sein. Ich habe manchmal danach gesucht, kann mich aber weder der umliegenden Straßen, noch der genauen Gasse, geschweige denn der Fassade wirklich entsinnen. Ich weiß nur: die Sonne geht im Osten auf, sie tut das überall auf der Welt, sie tut das in Z. und sie biss mir rüdig ins Gesicht, nur wenige Zeit, nachdem ich in einen totenähnlichen Schlaf gestürzt war. Es ist eine Wohnung und die Fenster weisen gen Osten, mehr weiß ich nicht. Wer in dieser Wohnung wohnt, wieso K. einen Schlüssel dazu besitzt und wo der eigentliche Bewohner sich in dieser Nacht aufhielt, ist mir schleierhaft, ich habe K. nicht danach gefragt, wie ich überhaupt zu K. niemals von dieser Nacht gesprochen habe, wie ich, um genau zu sein, über so viele Dinge zu K. nie gesprochen habe.

Wir gingen nach dem Aufwachen – wobei von Aufwachen zumindest bei mir keine Rede sein kann, ich fiel aus dem Schlaf wie ein Betrunkener aus dem Fenster, man kippte mich aus gleich einem Batzen Unrat, ein taumelnder Kosmonaut in voller Montur – K. hingegen sah fabelhaft erholt aus, kam aus

dem Bad, frisch gepflückt, roch – unfassbar gut, ich schaute ratlos in den Spiegel, in mein Gesicht, in dem Badezimmerspiegel mein wirklich ratloses Gesicht, ich betrachtete die Dinge auf der Konsole, eine Rasierseife, die nicht mir gehörte, ein Tigel mit Hautcreme, ein fetter Buddha, ein Flakon mit Parfum, ich nahm es in die Hand, roch daran und: tiefere Schichten der Luft, auf einen Schlag, unfassbar gut, das roch unfassbar gut, ich fiel in die Bilder, aus dem Bad, aus der Nacht, K. jedoch: fabelhaft erholt, der Geruch: unfassbar gut. Jedenfalls gingen wir anschließend hinaus und frühstückten in einer Bar (die *Casablanca Bar* am Limmatplatz, Frühstück bis 16 Uhr) Croissants und heißen Milchkaffee. Ich hob müde die Hand Richtung Theke, Kellner, Nachschub. Kaffee. Noch mehr Kaffee. Ich lag, hingeworfen in einen Stuhl von der Form einer Salatschüssel, betrachtete die vorbeistromernden Passanten mit erschreckendem Gleichmut, das war *mankind*, das also, *finally*, war *mankind*. Ich aber war ein Kosmonaut in voller Montur, *landed on the wrong planet*, blöde Geschichte, ich war matter Salat, die Herzen im Dressing ertränkt, hilflos in meiner Schüssel, ich war die Adlerbeute, ein mausgleicher Appetithappen irgendwo in der Landschaft, ich war Juri Gagarin, der Genosse von drüben, von ganz weit drüben, mankind hastete in Riesenschritten am Fenster vorbei und ich war der blutende Hirsch, erloschener Stern, ein Planet, den keiner kennt, ich war nur ein Mann. Ich war Gagarin, irgendwo im Orbit, in einer Art Endlosschleife, Warteschleife, ich war Gagarin, schaute hinaus, endlose Weiten, Schlaufen um Schlaufen. Ich bestellte noch einen Kaffee, K. las mit Interesse sämtliche Zeitungen, trank zwei riesige Gläser Karottensaft und begleitete mich anschließend bis zu den Pforten der Redaktion, wo ich dann, mit beinahe einem vollständigen Arbeitstag Verspätung, einem Kopf, als ruhte er in einem gut gefüllten, runden Fischglas und absolut sinnlos vor meinem Schreibtisch saß, das Driften der (nutzlosen) Sterne meines Bildschirmschöners betrachtete, ohne auch nur ansatzweise zu verstehen, was das zu bedeuten hatte und eineinhalb Stunden später pünktlich Feierabend machte.

Verena Rossbacher, geboren 1979 in Bludenz/Vorarlberg, aufgewachsen in Österreich und der Schweiz. Studierte einige Semester Philosophie, Germanistik und Theologie in Zürich, Studium am Deutschen Literaturinstitut in Leipzig. Lebt in St.Gallen und Berlin. 2002 erhielt sie das Dramatikerstipendium am Theater an der Winkelwiese Zürich, 2005 das Vorarlberger Literaturstipendium. Veröffentlichungen (Auszug): *Chärnehus* (2001); *Texte einer Ausstellung* (2005); *Cowboy* (EDIT 2009); *Verlangen nach Drachen* (Kiepenheuer und Witsch 2009).



KLEINE DELIKATESSEN
Tabea Steiner

Lange Tische stehen unter den Linden. Die weissen Tischtücher bedecken die Tischbeine bis etwa zur Hälfte, manchmal geht ein Windhauch durch den Stoff.

Ganz oben am Tisch stehen die Champagnergläser, zu Dreiecken angeordnet. Der Champagner perlt leise, er ist trocken und hell. Die Gäste stehen in Gruppen, an den Tischen, unter den Bäumen. Manche Frauen halten den Stiel ihres Glases so, dass sie den kleinen Finger leicht abspreizen.

Neben dem Champagner sind kleine Häppchen ausgelegt, mit und ohne Fleisch, noch heiss, aus dem Ofen, daneben Parmesan und Oliven. Weiter nach unten findet man Melonenschnitze, mundgerecht zugeschnitten, kleine Schälchen mit assortierten Antipasti und zuletzt Espressotässchen mit Erbsensuppe, angereichert mit frischen Pfefferminzblättern.

Nach einem heissen Tag ist die Luft angenehm warm, eine leichte Brise trägt den Duft von Rosen herüber. Es ergeben sich da und dort entspannte Plaudereien; ein Abend, an dem man an nichts denken muss, weil an alles gedacht ist.

Er zum Beispiel arbeitet in einer mittleren Firma, welche durch Taktik und gewissenhaftes Wirtschaften auch in schwierigeren Zeiten Konstanz vorweisen kann. Er trägt zur blauen Sommerhose ein weisses Hemd, die dunklen Haare sind sauber geschnitten, auch wenn es schon ein paar Wochen her sein mag. Er unterhält sich lebhaft mit einem andern Mann in seinem Alter, wahrscheinlich sein Bruder.

Einige Schritte davon entfernt steht eine Frau, vielleicht ein paar Jahre jünger, in einem schwarzen Kleid, das ihr bis zu den Knien reicht. Die Schultern lässt es frei, das dunkle Haar fällt in leichtem Schwung auf den Rücken. Sie geht barfuss, die Nägel sind dunkelrot lackiert. Während sie sich mit einer älteren Dame unterhält, segelt ihr ein Lindenblütenblatt auf das Schulterblatt, hält dort kurz inne und gleitet dann langsam zu Boden.

Sein Bruder ist in einer ganz anderen Branche tätig; er hat sich soeben ein Haus gekauft mit seiner jungen Frau. Die Wohnung war eng geworden, und für den Herbst hatte sich Nachwuchs angemeldet. Er selbst hatte sich vor zwei Jahren von seiner ersten grossen Liebe getrennt, nachdem sie beide gemerkt hatten, dass sie von der Welt noch mehr sehen wollten als nur die Sandkastenliebe aus der Grundschule; er war sich nach wie vor nicht sicher, ob es die richtige Entscheidung gewesen war.

Sein Bruder erzählt von der Haussuche, von den Wünschen seiner Frau, die er ihr möglichst erfüllen wollte, von den Ansprüchen an Lage und Umgebung, von all den Schwierigkeiten und Mühseligkeiten, die eine Haussuche mit sich bringt. Aber das Kind soll es gut haben bei uns.

Junge Mädchen in kurzen schwarzen Röcken gehen herum, füllen die Proseccogläser auf, tragen Tablett mit Häppchen herum. Eines der Mädchen trägt das Tablett mit der Erbsensuppe, es verteilt die Tässchen unter den Gästen; die Frische der Minze ergänzt den süsslichen Erbsengeschmack. Es wird Jus gereicht, Mineral; am Himmel stehen ein paar zu hohen weissen Türmen aufgebauchte Wolken.

Er geht nochmals zum Buffet, um sich und seinem Bruder Wasser zu holen. Jetzt erst erkennt er die Dame, mit der sie im Gespräch ist, die frühere Nachbarin seiner Eltern. Als Junge war er oft bei ihr gewesen, wenn Vater und Mutter gearbeitet hatten. Er hatte die Nachbarin seit deren Umzug nicht mehr gesehen; darf ich dir meine Nichte vorstellen?

Die Mädchen beginnen alles abzutragen, die Rosenblätter, welche zur Dekoration auf den Tischen lagen, verteilen sie auf der Wiese, die kleinen Glassteinchen sammeln sie ein, die Gläser werden in Holzkisten gestapelt und abgetragen.

Sie arbeitet als Architektin in einem kleinen Büro, das umweltfreundliche Bauten entwirft. Zumeist seien das Wohnhäuser von gutbetuchten Kunden, aber auch Kindergärten in wohlhabenden Quartieren, kleinere Museen und ähnliches. Die Projekte, die sie betreue, begleite sie vom Anfang bis zum Schluss, sie möge es, Verantwortung zu tragen und Dinge zu Ende zu führen.

Sie hatte sich vor einiger Zeit von ihrem Verlobten getrennt und war glücklich, einmal eine Weile alleine zu sein; irgendwann würde sich etwas Neues ergeben und dafür wollte sie frei sein. Natürlich ging sie ab und zu aus, auch mit Männern, aber sie verlor das Interesse meistens, bevor es zu mehr kam. Sie begleitete ihre Tante hierher, weil deren Mann im Ausland weilte; hin und wieder galt es, sich um die Verwandten zu kümmern.

Sie gehen durch ein steinernes Tor, das in einen Innenhof führt, das Tor ist mit leicht moderigem Moos bewachsen. Innen sind Tische aufgestellt, runde Tische für sieben Personen, die weissen Tücher sind mit filigranen Stickereien verziert, Rosenmotive. Das silberne Besteck ist reichlich vorhanden, es verspricht jede Menge Menus und Zwischengänge, und aus den vielen Gläsern lässt sich schliessen, dass zu jedem Gang der passende Wein geschenkt wird. Den Innenhof umschliessen Backsteinmauern, in welche hohe Fenster mit Rundbögen eingelassen sind. Die vier setzen sich, der Bruder erzählt wieder von seiner Frau, und wie sehr sie sich auf das Kind freuen, wie froh er sei, dass die Schwangerschaft ohne Komplikationen verlaufe. Ein Glück sei das, bestätigt die Tante, und die Nichte nickt. Ob es ein Mädchen oder ein Junge sein werde, wüsste er nicht, aber darauf käme es nicht an, Hauptsache, es sei gesund.

Ob sie etwas trinken wolle, fragt er, aber da kommt ihm schon eines der Mädchen zuvor, Weisswein für alle, Orvieto, dazu Wasser, die Bedienung stellt Brot auf den Tisch, duftendes, und dazu eine Kanne Öl, golden leuchtendes.

Sie giessen Öl in die kleinen Schalen, brechen sich Stücke vom Brot ab und tauchen es ins Öl. Der Wein passt vorzüglich.

Das Salatbuffet wird eröffnet, Schüsseln mit Salaten, Antipasti, gemischte Salate, Gemüse, dazu jede Menge frisches Brot, geröstete Sonnenblumenkerne, Kräuter und verschiedene Dressings zur Auswahl. In bunten Farben leuchten die Salate, gelb, grün, rot. Mit kleinen Portionen füllt sie sich ihren Teller, in die Mitte legt sie ein halbes Ei, dazu Schinken, Prosciutto San Daniele. Musiker haben sich in einer Ecke eingerichtet, sie beginnen zu spielen.

Die Nachbarin erzählt von ihrer Tochter und den Enkelkindern, vom Schwager, von ihrem Sohn, der zurzeit in Asien weile, um dort eine eigene Firma aufzubauen, die er hierher transportieren wolle, sobald das Geschäft etwas floriere. Das werde nicht mehr lange dauern, sei sie sich sicher, und die jüngste Tochter habe kürzlich einen Chirurgen geheiratet.

Sein Bruder bedient sich ein zweites Mal am kalten Buffet, und kommt mit einem asiatischen Shrimps-Salat zurück. Das Gemüse ist frisch, genau rich-

tig gesalzen, die Shrimps schön rosa, sie knacken leise; Shrimps erinnern sie immer ein wenig an Embryos.

Sie sei gerade daran, einen Kindergarten zu bauen, die Kinder seien an den Bauplänen beteiligt. Die hätten ganz andere Wünsche, keine unerfüllbaren, aber einen anderen Blick auf die Welt. Allein schon deswegen, weil sie so klein seien. Sie wollen nicht länger auf die Bank klettern, um ihre Jacken selber aufzuhängen, und dann sollen alle Bänke und Stühle so niedrig sein, dass sie die Füsse auf dem Boden abstellen könnten beim Sitzen. Das sei eine neue Welt für sie, oder vielmehr eine Welt, die sie verlassen und dann vergessen habe. Ob die Bauweise umweltfreundlich sei, das interessiere die Kinder nicht. Bloss, ob sie darin richtig spielen können. Wobei richtig heisse, dass sie nicht ständig daran erinnert werden wollen, dass sie keine Erwachsenen sind; sie sind ja richtige Menschen auch so.

Ihr Kind wäre jetzt fünfzehn Jahre alt, heute würde es seine Halbbrüder kennenlernen. Vielleicht wären sie ganz kumpelhaft zu ihm, wenn es ein Junge wäre, mit einem Mädchen würden sie wahrscheinlich sprechen wie mit einer kleinen Prinzessin. Wie mit ihr, nur kleiner.

Das Geschirr wird abgetragen von den Mädchen, überall gleichzeitig, scheint es, die Musiker spielen leichte Melodien. Der erste Gang wird aufgetragen, Kalbsbraten, ein luftig aufgeschäumter Kartoffelstock mit einer Morchelsauce, dazu ein sorgfältig assortiertes Gemüsebouquet. Die Weissweingläser werden abgetragen, ein würziger Rotwein nachgeschenkt. Der Braten ist saftig und knusprig zugleich, der Kartoffelstock zergeht wie Zuckerwatte. Er beobachtet sie, wie sie mit aufrechter Haltung das Gemüse sorgfältig nach Farben sortiert, dazu einen kleinen Bissen vom Braten nimmt, dann vom Kartoffelstock isst.

Sie entschuldigt sich kurz, erhebt sich, legt die Serviette neben ihren Teller. Mit einer einzigen Handbewegung streicht sie ihr Kleid zurecht und geht zum hinteren Tor. Auf der Toilette muss es schnell gehen, das hält sie sonst nicht aus, diesen Abend, dieses Gute Miene Spiel, die Folie rasch auspacken, nichts verschütten.

Die Teller werden abgetragen, frisches Wasser nachgeschenkt, im Handumdrehen alles wieder an Ort und Stelle gestellt, die Tafel sieht aus, als hätte niemand daran gegessen. Sie kommt zurück, setzt sich an ihren Platz, leicht verschwitzt. Zwischen ihren Brüsten schmiegt sich der Stoff an, verwehrt einen tieferen Einblick. Sie nimmt die Serviette, trocknet sich die Finger am Stoff. Den Silberring, der einen schwarzen Stein einfasst, legt sie neben ihren Teller. Ihre Haut überzieht ein leichter Schimmer, perlmuttfarben, ihre vollen Lippen sind ungeschminkt.

Ob es störe, wenn er sich eine Zigarette anzünde, ob jemand rauchen wolle, danke, sagt sie, gern. Er nimmt die Streichhölzer aus der Tasche, reicht ihr die Flamme, sie hält schützend ihre Hände davor, nimmt einen tiefen Zug, bläst den Rauch aus. Er steckt sich selber eine an, der Bruder raucht seltener, die Tante gar nicht mehr. Ihr Mann habe aufgehört zu rauchen, seit sie umgezogen seien, fügt sie hinzu. Ob der Vater noch immer Raucher sei, fragt die Tante; ein Genussraucher sei er, er rauche nur besten Tabak, Importware, im hinteren Salon, dort sei die Lüftung gut.

Die Lüftung ist in der Tat gut im hinteren Salon, sie erinnert sich, wie der Nachbar ihr das erste Mal ein Eis angeboten hatte, eine besondere Sorte, als sie bei der Tante gewesen war und im Garten gelesen hatte. Die Tante hatte etwas erledigen müssen in der Stadt, sie war lieber zuhause geblieben. Sie erinnerte sich an den Eisschrank, an den Keller, an den hinteren Salon, als wäre es gestern gewesen, an die grünen Vorhänge, an die Froschaugen.

Überhaupt sei er ein Geniesser, und dementsprechend ein Schweiger, das möge sie, sagte die Tante, das habe Klasse. Die Nachbarin habe sie oft von den Dingen probieren lassen, die er von seinen ausgedehnten Reisen nach Hause gebracht hatte, nicht diesen Kram zum Aufstellen, sondern besonderen Wein, Käse, Honig, alles Dinge, die man hier nicht kaufen könne, sie erinnere sich gut. Und dann der Schmuck, den er seiner Frau jeweils gebracht habe, Geschmack habe er. Zurzeit sei er auf einer längeren Asienreise, erzählen die Söhne, Bangkok, dann Laos, Hong Kong, Sapporo, auf der Suche nach immer neuen Delikatessen.

Das Blut rinnt ihr aus der Nase, ein wässriges Rinnsal. Sie hasst Blut, das in dünnen Fäden an ihrem Körper herunterrinnt. Delikatessen, sagt sie, steht auf, nimmt ihre Tasche, geht durch das Steintor. Er steht auf, geht ihr nach; was, Delikatessen.

Tabea Steiner, geboren 1979 in Altishausen/Thurgau. Ausbildung zur Grundschullehrerin. Studiert Germanistik und Geschichte in Bern. Organisiert seit 2004 unter dem Namen LITERAARE regelmässig Lesungen mit Schweizer Autorinnen und Autoren in Thun/BE. Seit 2006 organisiert sie das Thuner Literaturfestival. Veröffentlichungen (Auswahl): *Palaver* (Verlag N&C 2003), *Morgenbetrachtung. Verweilen im Gesicht* (2008).



BEFREIUNG
Frédéric Zwicker

1

Wie immer, wenn er auf seinem Bürostuhl sass, schnellte sein rechtes Bein in raschen Wippbewegungen auf und ab, während sein restlicher Körper ruhte, und die Zuckungen des nervösen Körperteils versetzten die alten Holzplanken, welche unter dem fleckigen Teppich den Zimmerboden ausmachten, in Schwingungen, die, vom wackligen Büchergestell bis ins oberste Regal weitergereicht, die Blätter der verschiedenen Zimmerpflanzen, die darauf aufgereiht waren und sich in ihrer Trostlosigkeit solidarisch ins Bild einfügten, wackeln und im Falle der einen, jener mit den langen, spärlichen und vertrockneten Blättern, sogar leise rascheln liessen.

Die Fliege war wieder auf ihrem Platz beim Fenster. Auf ungleichmässiges Summen folgten Momente der Stille, wenn sie mit flinken Schritten auf dem Fenster auf und ab ging und sich eine geeignetere Stelle für einen Durchgang in die Freiheit suchte. Ihre störende Präsenz nagte an seinen Nerven, mit Zähnen, welche für die harmlose Fliege viel zu lang und spitz waren. Er hätte sie zerdrücken können. Doch er liess es bleiben. Mich erlöst auch keiner, dachte er.

2

Nein, alt war sie nicht, und doch wusste sie, dass sie bald sterben würde. Es war ihr einerlei. Besser: Sie machte sich keine Gedanken darüber. Ihre Erwartungen ans Leben waren stets tief gewesen. Bisher hatten sie sich erfüllt. Die Schwangerschaft beunruhigte sie nicht. Sie hatte Erfahrung. Dass

ihre Kinder ohne sie würden aufwachsen müssen, war ihr so gleichgültig wie die Ungewissheit über Identität und Verbleib des Vaters. Und doch war sie unruhig. Sie musste hier raus.

3

Ich bleibe hier drin, dachte er. Er wiederholte es zum tausendsten Mal. Wie viele Tage er das Zimmer nicht verlassen hatte, wusste er nicht genau. Zwei oder drei. Mehr als sieben konnten es jedenfalls nicht sein. Mehr als sieben Tage konnte er nicht auf einen Toilettenbesuch verzichten. Jetzt drängte es noch nicht. Nur zur Darmentleerung musste er ins Badezimmer auf dem Gang. Seinen Urin schluckte das Waschbecken im Zimmer. Mittlerweile gelang es ihm fast jedes Mal, noch den letzten Spritzer dieser gelben Flüssigkeit, die aus seinem Inneren hervor strömte, in den Tiefen des dunklen Loches zu versenken, welches da inmitten der weissen Schüssel gähnte. Dazu stellte er sich auf die Zehenspitzen, beugte sich weit vor, zog mit Daumen und Zeigefinger der linken Hand die Vorhaut ein wenig zurück und liess langsam und konzentriert die Nässe, welche sich drängend in die Freiheit stürzen wollte, auf den Ausgang aus seinem Glied zufließen. Er stützte sich dabei mit dem rechten Arm an der Wand ab, lehnte sich anfangs, für die ersten Tropfen, so weit nach vorne, dass sein Penis direkt über dem Abguss zu hängen kam, schob sich dann mit zunehmender Kraft des Strahls weiter nach hinten, um seinen Körper zum Schluss wieder ganz nach vorne zu neigen und letzte Reste mit melkähnlichen Bewegungen hinaus zu drücken.

Falls etwas daneben ging, schrubbte er das Becken mit Spülmittel und jener einen von zwei Geschirrbürsten, die alleine diesem Zweck diene und in einem kleinen Eimer aus mattem Aluminium unter dem Becken ihren Platz hatte. Auch wenn er eingepfercht lebte, ein Schwein war er nicht.

Er sass da. Das Bein vollführte seinen Affentanz, und die Schweiss-tropfen rannen ihm einer um den anderen, nasse, unangenehm kitzelnde Linien ziehend, den Rücken und, schlimmer, von den Achseln seitlich der Brust entlang über die Nieren hinunter. Er überlegte sich, was mehr er denn sei als das fehlende Stück zwischen Wasserhahn, aus dem er trank und Abflussrohr, in das er hinein pinkelte. Es wollte ihm nichts Gescheites einfallen. Die Fliege drehte eine Runde durchs Zimmer, um sich wieder gegen dasselbe Fenster zu werfen. Das Thermometer auf dem Tisch zählte dreissig Grad. Er hasste jedes einzelne davon.

4

Warm war es, ja, aber zu trocken, viel zu trocken. Verhungern würde sie nicht. Sie brauchte nicht viel Nahrung, nicht viel Wasser. Ihren eigenen Bedarf konnte sie hier mühelos stillen. Doch dies war kein Ort, an dem ihre Kinder aufwachsen konnten. Und an diese dachte sie, musste sie denken. Ihre Kinder würden leben, wenn sie tot war. Es war ihre Pflicht dafür zu sorgen, dass die hilflosen Kleinen sich dann satt fressen konnten.

Wie sie hier hereingekommen war, wusste sie nicht, dachte auch nicht daran, dass in diesem Wissen der Schlüssel zum Tor in die Freiheit liegen könnte. Für sie gab es kein Gestern, nur ein Jetzt, in dem sie hier raus musste, und eine Zukunft, in welcher ihre Kinder leben würden.

5

Es hatte sich damals keineswegs um eine kopflose Aktion gehandelt. In all den vielen Jahren, die er als Lehrer gearbeitet hatte, war keine einzige seiner Lektionen so gewissenhaft vorbereitet gewesen wie die jetzige, seine letzte, die Lektion, die nun schon zwei Jahre dauerte und die er dem Leben und der ganzen Welt erteilen wollte. Er liess seinen Blick den Regalen entlang gleiten, die gegenüber an der Wand angebracht waren, von ganz links nach ganz rechts, den von der Last all der aufgestapelten Nahrungsmittel- und Hygieneartikel-Konservendosen, Mehl, Salz, Zucker, Multivitaminpräparate, Duschgel, Wasch- und Spülmittel, Zahnbürsten und -pasten und vielerlei mehr – gebogenen Regalen folgend, von ganz unten bis unter die Decke, die Ordnung bewundernd, in der er seine Vorräte organisiert hatte. Zuunterst alles nicht Essbare, dann die Grundnahrungsmittel, darüber Fleisch und Fisch, die Gemüsekonserven und Vitamintabletten ein Regal höher, im obersten Regal eingelegte und getrocknete Früchte. Er ass zweimal täglich. Kleine Portionen. Drei weitere Jahre würde er auskommen, ohne einkaufen zu müssen.

Er wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Er hatte einen Internetanschluss. So konnte er seine Rechnungen zahlen, Miete, Nebenkosten, Internetgebühren, Versicherungen. Den Briefkasten, der unten im Eingangsbereich angebracht war, leerte er einmal im Monat mitten in der Nacht. Anderes als Rechnungen fand er nie darin. Am Anfang, als er noch dumm gewesen war, wäre er dabei beinahe einmal der Nachbarin begegnet. Er hatte sich noch rechtzeitig in die Waschküche gerettet, mit rasendem Herzen und mühsam unterdrückten Atemstößen hatte er gewartet. Zum Glück war sie direkt durch die Türe ins Haus getreten. Das war an einem Wochenende gewesen und die junge Frau spät noch unterwegs. Seither holte er seine Post stets in einer Nacht zwischen zwei Wochentagen gegen Monatsende. Dann entsorgte er auch seinen Abfall. Auf Abfalltrennung verzichtete er. Hin und wieder plagte ihn deswegen sein schlechtes Gewissen. Ein Telefon besass er nicht. Er wollte niemanden anrufen. Und noch weniger wollte er angerufen werden.

Sein Blick verlor sich im Raum, ziellos, blind. Eine geraume Zeit hörte er zu, wie sein Atem durch seine Nase strich. Dann konzentrierte er sich auf seinen Herzschlag, fühlte ihn in den Schläfen, dann hinter den Augen, spürte ihn in den Lippen nach und in seinen Zehen. Er schrak auf, als ihn die Fliege um den Kopf schwirrte. Drecksvieh, wollte er sagen. Aus seinem Rachen erklangen brüchige, heisere, unverständliche Laute. Er erschrak. Seit fast zwei Jahren hatte er nicht mehr gesprochen.

6

Sie hielt inne, rieb sich die Augen. Da, direkt vor ihr lag die Freiheit. Sie sah sie tausendfach. Doch aus unerklärlichen Gründen war sie unerreichbar.

7

Hätte man ihn gefragt, wann alles angefangen habe, so hätte er jenes Fest als Ursprung genannt. Er war damals von einem Bekannten mitgenommen worden. Was als Gartenfest geplant gewesen war, spielte sich der unberechenbaren Wetterlage wegen im Inneren des vierstöckigen Hauses ab. Sein Bekannter war schnell verschwunden, mal auf diesem, mal auf jenem Stock im Gespräch mit Festbesuchern, von denen dieser die meisten zu kennen schien. Er war also auf sich selbst gestellt gewesen. Früher hatten ihn solche Situationen nicht aus der Ruhe gebracht. Offenheit, Witz, Schlagfertigkeit, Selbstvertrauen, je nach Situation echte oder gespielte Neugierde und anständiges Aussehen hatten es ihm stets leicht gemacht, sich zu integrieren, auch inmitten fremder Menschen bald einer zu sein, dem man Aufmerksamkeit schenkte. Nicht so an jenem Gartenfest. Er hatte sich irgendwo dazugestellt. Irgendjemand hatte etwas erzählt. Es hatte ihn nicht interessiert. Er war weitergegangen, hatte wieder zugehört, sich wieder abgewendet. Wenn ihn jemand angesprochen hatte, so war es nie soweit gekommen, dass sich ein Gespräch entwickelt hätte. Er hatte es nicht über sich gebracht, interessiert zu wirken. Auch im Angesicht attraktiver Frauen nicht. Aus Desinteresse war Abneigung geworden, aus Abneigung Ekel. Bald hatte er es unter den Leuten nicht mehr ausgehalten. Sein Herz hatte zu rasen begonnen, plötzliche Kopfschmerzen, Schweißausbruch. Er war davongelaufen. Kaum ausser Haus, hatte schwerer Regen eingesetzt, war in immer mächtigere Tropfen auf ihn niedergestürzt. Er hatte sich wieder und wieder umgedreht mit dem absurden Gefühl, es verfolge ihn jemand oder beobachte seine Flucht. Mit jedem seiner hastigen Schritte, der ihn weiter von diesem Menschenhaufen weggebracht hatte, war ihm etwas wohler geworden, hatte er freier atmen können. Erst lange nachdem das Haus ausser Sichtweite gewesen war, hatte er sein Tempo gedrosselt, war bis zum Bahnhof gegangen, immer noch unruhig und mit zittrigen Gliedern. Dort hatte er sich einen Bahnsteig ausgesucht, wo keine Leute warteten, sich auf eine Bank gesetzt und tief durchgeatmet. Langsam hatte er sich beruhigt, die Kopfschmerzen waren verschwunden. Kalter Wind hatte seine nassen Kleider durchdrungen, war ihm zwischen die Knochen gefahren. Dennoch war er lange sitzengeblieben, hatte in sich zusammengesunken Züge ein und ausfahren gesehen. Züge voller Menschen. War einer weg, so kam der nächste, um ihm noch mehr Gesichter vorzuführen. Gesichter, die hinter regenüberströmten Fensterscheiben hervor glotzten. Irgendwann war er so durchfrozen gewesen, dass er in einer Bar, in der, wie er vorher durch die Fensterscheiben festgestellt hatte, nur ein einsamer Trinker auf einem Barstuhl sass, in einer dunklen Ecke zwei doppelte Whiskys getrunken und sich dann mit einem Taxi nach Hause hatte fahren lassen.

Möglicherweise, hatte er später manchmal gedacht, war es die Abgeschlossenheit jenes Hauses gewesen, die ihm derart zugesetzt hatte. Menschen, auf vier Stockwerke verteilt, das schlechte Wetter, welches Türen und Fenster abdichtete, zukittete, vermeintliche Individuen, nach Vergnügen lechzend, nach neuartiger, undefinierbarer Erregung gierend, Belanglosigkeiten äussernd, die nicht entweichen konnten, Worte, Gerüche, Gesten, eingeschlossen, jedes Zimmer, jede Mauerritze ausfüllend, in Augen, Ohren, Nase, in jede Pore dringend.

8

Gefangen. Sie hatte ihn unterschätzt. So langsam war die Hand näher gekommen, dass die Geschwindigkeit, mit der sie zupackte, sie überrascht hatte. Nun würde sie also sterben. Gefressen von einem Menschen. Sie wurde hin und her geschüttelt. Noch war sie nicht tot. Sie musste versuchen, sich zu befreien. Wieder wurde sie herumgeworfen. Da, ein kleiner Durchgang. Zu eng. Panisch schlug sie mit den Flügeln, umsonst. Plötzlich öffnete sich die Hand wieder. Sie konnte wegfliegen, flog auf eine der zwei viereckigen Öffnungen in der Wand zu. Noch ein kleines Stück und sie wäre draussen. Sie sah das Licht, glaubte schon den Wind zu spüren. Dann schlug sie so hart auf, als wäre sie gegen eine Wand geflogen.

9

Ein paar Ameisen, die eine oder andere Spinne und einmal, erstaunlicherweise im Winter, eine kleine grüne Raupe, eingenistet zwischen zwei Papierblättern. Dies waren seine einzigen Besucher gewesen während der letzten zwei Jahre. Alles Insekten, die er mochte, die ihm nicht auf die Nerven gingen, die ihren Ausweg wieder gefunden hatten. Die Fliege war ihm im Gegensatz zu ihren Vorgängern ein unwillkommener Gast. Weshalb er sie nicht getötet hatte, war ihm schleierhaft. Hätte er die Hand zusammengedrückt, wäre sie tot gewesen. Durchs Fenster war sie nicht in sein Zimmer gelangt. Feinmaschige Gitter schützten ihn vor solchem Getier. Sie musste hereingekommen sein, als er das letzte Mal auf der Toilette gewesen war. Ein bis zweimal in der Woche musste er die Toilette auf dem Gang aufsuchen. Er tat dies tagsüber. Glücklicherweise war seine Nachbarin, die junge Frau, die einzige ausser ihm, welche die Toilette benutzte. Sie verliess das Haus jeweils ca. um 7.45 Uhr und kehrte frühestens um 18 Uhr wieder zurück. Die Putzfrauen vom Altersheim waren auch für die Reinigung dieses Hauses verantwortlich. Auch wenn sie zu sehr unregelmässigen Zeiten kamen und selten an denselben zwei Tagen in der Woche, stellten sie kein Problem dar. Er hörte sie kommen, hörte sie putzen, schimpfen, murmeln, wieder gehen. Die Toilette suchte er nur an Tagen auf, an denen sie gekommen waren. So konnte er ausschliessen, überrascht zu werden. In den letzten zwei Jahren hatte er einmal Durchfall gehabt. Das Waschbecken hatte hinhalten müssen. Er war sich natürlich bewusst, dass diese neugierigen Putzweiber darauf brannten, ihn einmal zu Gesicht zu bekommen.

Zum Glück war es ihnen aber unmöglich, der Arbeit zu lange fernzubleiben. Und für so spannend hielten sie ihn nicht, dass sie ihm während ihrer Freizeit aufgelaert hätten.

Er nahm ein Blatt Papier, spitzte den Bleistift, und schrieb in die linke untere Ecke die Nummer 582. Dann startete er die Uhr und fing an zu zeichnen. Er fixierte die Dose lange, bevor er zum ersten Strich ansetzte. Langsam, behutsam, konzentriert führte er die Mine in kurzen Strichen über das weisse Papier. Wieder musterte er sein Objekt eindringlich. Er zeichnete weiter, atmete laut und schwer. Zuerst brachte er den Umriss aufs Blatt. Lange und kritisch betrachtete er die Form, die er gezeichnet hatte. Dann fing er an, Rillen einzutragen, die Stirn in tiefen Falten, das Gesicht angespannt. Er hielt inne, prüfte sein Werk. Er spitzte den Bleistift erneut, bevor er mit dem Schattieren begann, bedächtig, akribisch. Als er fertig war, stoppte er die Uhr. 2 Stunden und 13 Minuten. Er schrieb die Zeit in die rechte untere Ecke. Vorsichtig hob er 580 Blätter vom Stapel und zog die Nummer 1 hervor. Er hielt das Blatt ins Licht, verglich es mit seiner neuesten Zeichnung. Ohne Zweifel, er hatte grosse Fortschritte gemacht. Ein Lächeln trat auf sein Gesicht. Als er Nummer 582 neben die Dose auf dem Tisch hielt, verschwand es wieder. Er konnte noch nicht zufrieden sein. Nachdem er die Zeichnungen in die richtige Reihenfolge gebracht hatte, erhob er sich. Es war Zeit für Bewegung.

10

Die Fliege sass am Fenster. Sie liess den Menschen nicht aus den Augen, einige Facetten waren unentwegt auf ihn gerichtet. Jetzt stand er auf und kam näher. Wieder versuchte sie, die unsichtbare Barriere zu durchbrechen. Es gelang ihr nicht. Er blieb stehen, schien keine unmittelbare Gefahr darzustellen.

11

Er stellte sich in die Mitte des Raumes und begann, mit schwingenden Armen hüpfend seine Muskeln aufzuwärmen. Schon schwitzte er von Kopf bis Fuss. Die Hitze war entsetzlich. Er breitete ein grosses Handtuch über den Boden und brachte sich in Position für Liegestützen. Er senkte seinen Körper ab, bis seine Nase den Boden berührte, und stemmte sich wieder hoch. Sein sehniger, muskulöser Körper schaffte die einhundert Wiederholungen mühelos. Er drehte sich auf den Rücken und begann mit den Rumpfbeugen. Ungefähr eine Stunde lang machte er Übungen. Dann hängte er das verschwitzte Badetuch über die Heizung unter dem einen Fenster, zog aus dem untersten Regal die grosse, wasserfeste Plane, breitete sie vor dem Waschbecken aus und schrubhte sich mit Duschmittel und Waschlappen von Gesicht bis Fuss. Die Haare wusch er unter dem Wasserhahn. Als er sauber war, trocknete er die Plane ab, legte sie zusammen und versorgte sie wieder. Er war hungrig. Aus Mehl, Salz und Wasser knetete er den Teig und briet wie zu jeder seiner Mahlzeiten Fladenbrot in der Bratpfanne. Der Herd mit Backofen stand unter dem zweiten Fenster, gegenüber vom Waschbecken. Von gestern hatte er noch eine

halbe Dose Erbsen und Karotten, die er in einer Pfanne erwärmte. Als Brot und Gemüse genussfertig waren, setzte er sich an seinen Bürotisch und fing an zu essen. Die Fliege kam herüber geflogen und landete auf seinem Tellerrand. Er scheuchte sie weg. Sie drehte eine Runde und setzte sich dann auf eine Erbse. Er scheuchte sie wieder weg, ass einen Bissen. Da war sie wieder. Weg!, wollte er sagen. Fast tonlos entwich Luft seinem Rachen. Weg. Er versuchte es wieder und wieder. Mal fast geräuschlos, dann wieder mit lautem, unkontrolliertem Röcheln. Die Fliege sass da und beschmutzte mit ihrem Rüssel eine Erbse, eine Karotte um die andere. Weg. Weg. Weg! Er wurde immer lauter, immer wütender. Das einfache Wort klang nicht, wie es seiner Erinnerung nach klingen sollte. Weg! Weg! Weg! Er schrie. Doch wie sollte ihn die Fliege verstehen? Er verstand sich selber nicht. WEG! Er schlug mit aller Kraft nach der Fliege. Der Teller zerbrach, Erbsen und Karotten flogen in alle Richtungen. Seine Hand blutete stark. Die Fliege war entkommen.

12

Sie setzte sich in einer Ecke an die Wand. Ihr war wohl. Sie war satt und wollte ruhen.

13

Wenn er das Gartenfest als Ursprung angegeben hätte, so wäre dies natürlich keineswegs die ganze Wahrheit gewesen. Schon vorher hatte ihn die Gesellschaft von Leuten, ob bekannten oder unbekannt, hin und wieder ähnlich gestört, wenn er auch nie in dem Ausmass reagiert hatte. Für die Menschheit als Rasse hatte er sich nie wirklich erwärmen können. Die Überbevölkerung hielt er für das gravierendste Problem der Moderne und für jenes, welches ihn persönlich am meisten beeinträchtigte, konnte er doch grosse Menschenmassen auf den Tod nicht ausstehen. Sportveranstaltungen sowie Volksfeste waren ihm ein Gräuel. Aus der Stadt war er vor Jahrzehnten weggezogen, und wenn er in dem Dorf, in dem er sich irgendwann niedergelassen hatte, morgens die Fenster geöffnet und die umliegenden Einfamilienhäuser mit ihren einfältigen Gärten gesehen hatte, so war es vorgekommen, dass er sich auf eine einsame Alphütte gewünscht hatte. Wären seine Ehefrau der Zivilisation und er seiner Ehefrau nicht so zugetan gewesen, so hätte er sich vielleicht schon damals eine Lehrerstelle in einem Bergbauern dorfschulhaus gesucht. Es war sowieso anders gekommen. Seine Frau war nach jahrelanger, schwerer Krankheit gestorben, und gerade ihr Tod hatte ihn der Gesellschaft wieder näher gebracht, indem er Kulturveranstaltung um Kulturveranstaltung besucht hatte, in dem Gefühl, damit seiner verstorbenen grossen Liebe, die derartiges entzückt hatte, näher zu sein. Die Regelmässigkeit, mit der er als Neu-Witwer an Anlässen zu sehen gewesen war, hatte ihm bald wieder einen grösseren Bekanntenkreis beschert, als er ihn während seiner Ehe gepflegt hatte. Mit den Jahren war der Schmerz über den Verlust seiner Partnerin mehr und mehr den schönen Erinnerungen gewichen, er hatte sich weiter und weiter zurück-

gezogen und hatte dann natürlich gegen ein zwar schnell schrumpfendes, aber doch immer noch stattliches Grüppchen von Freunden zu kämpfen gehabt, welche ihn nicht der Einsamkeit hatten preisgeben wollen.

Und wenn er auch in der Tat stets ein sehr umgänglicher Mensch gewesen war, so hatte es eben doch immer öfter Tage gegeben, an denen er niemanden hatte sehen mögen, an denen ihm die kleinsten Ansprüche, von Mitmenschen, Freunden und Verwandten an ihn gestellt, anstrengend, furchtbar anstrengend erschienen waren.

14

Sie reinigte sich gründlich, wischte sich Augen und Flügel, strich sich über den fein behaarten Leib. Da drin war ihre Zukunft. Sie spürte sie deutlich. Die Zeit drängte.

15

Er hatte sich die Hand desinfiziert und verbunden. Der Schnitt war lang, aber nicht allzu tief. Die Wunde pulsierte. Erbsen und Karotten hatte er eingesammelt und in den Abfallsack geworfen. Heute begnügte er sich mit Brot. Draussen war es dunkel geworden. Er hatte das Licht eingeschaltet. Die Fliege sass auf dem Fenster, unbeweglich. Er nahm das Badetuch von der Heizung, hielt es mit der rechten Hand vor seinem Körper, spannte es mit der linken so nach hinten, dass er schnell zuschlagen konnte. Er näherte sich dem Insekt. Es bewegte sich nicht. Er sah den kleinen Körper. Die schwarzen Streifen auf dem grauen Leib. Die roten Facettenaugen. Die kleinen Beinchen. Die zerbrechlichen Flügel. Er hob das Tuch ein wenig an, schob die rechte Hand näher. Gleich würde er zuschlagen. Da sah er sich, sein Spiegelbild im Fenster. In Unterhosen stand er da. Der hagere Körper angespannt. Der angegraute Bart wild wuchernd. Die Haare ins Gesicht hängend. Die Augen in Höhlen. Buschige Augenbrauen. Der Mund leicht geöffnet. Die Lippen feucht. Der Verband um die rechte Hand blutig. Er entspannte seine Muskeln, liess das Badetuch sinken. Er öffnete ein Fenster, legte sich aufs Bett, nahm ein Buch und begann unter der Nachttischlampe zu lesen. Buchstaben für Buchstaben versuchte er leise vor sich anzusprechen. Er übte langsam und geduldig. Dann schlief er ein. Es war ein langer Tag gewesen.

16

Ein Lufthauch trug ihr verschiedene Düfte zu. Verlockende Düfte von feuchtwarmer Fäulnis. Genau was sie suchte, um ihre Eier abzulegen, was ihre Kleinen brauchten, um Kraft zu tanken, um aus ihren Madenkostümen auszubrechen, davonzufliegen und ihre eigenen Eier zu legen. Aufgeregt trippelte sie hin und her, versuchte zu fliegen, das unsichtbare Fenster, das glatte Hindernis zu überwinden. Sie flog weg vom vermeintlichen Ausgang, um sich zu orientieren, vielleicht mit Anlauf auszubrechen, drehte eine Runde, kehrte dahin zurück, wo die Gerüche herkamen, sie lockten, sie umfingen. Wieder schlug sie auf. Doch es war nicht mehr die glatte, kühle, unsichtbare Wand, die

sie hielt. Jetzt war es ein Gitter. Zu feinmaschig um durchzuschlüpfen, zu fest um es zu durchdringen. Sie drehte im Zimmer Kreise. Halt, roch sie da nicht einen anderen Fäulnis-Herd? Ganz schwach nur, aber hier drinnen. Sie näherte sich dem Abfallsack, liess sich darauf nieder. Die Erbsen und Karotten waren noch ziemlich frisch, würden aber schnell verfaulen. Eine bessere Gelegenheit brauchte sie nicht. Sie legte ihre Eier. Es waren ungefähr hundertzwanzig.

17

Er erwachte. Zuerst spürte er den Schmerz in seiner rechten Hand. Es dauerte eine Weile, bis er sich an die Ereignisse des Vorabends erinnerte. Neben seinem Kopf fand er das Buch. Anstatt, wie es seine Gewohnheit war, aufzustehen, eine Vitamintablette in Wasser aufzulösen, trinkend Brot zu backen und zu frühstücken, blieb er liegen und las weiter, sprach Silbe für Silbe vor sich hin, geduldig, gewissenhaft. Er unterbrach, legte eine Lesepause ein, um Töne zu singen, die verschiedenen Vokale singend auszuhalten, so seine Stimme zu üben. Er machte Halbtonschritte auf A, Ganztonschritte auf E, kleine Terzen auf I, die grossen Terzen liess er aus, sie gefielen ihm nicht, dafür Quartan auf O, Quinten auf U. Und dann hörte er die Putzfrau die Treppe hochsteigen und verstummte. Es war die Portugiesin, ihre Schritte verrieten sie. Mit dem einen Fuss stieg sie vor, zog den anderen Fuss nach. Sie hielt sich am Geländer. Er konnte hören, wie ein Ring dem Holzlauf entlang strich, synchron mit dem voran kletternden Fuss. Zuerst holte sie im Bad den Mopp und den Eimer, welchen sie mit Wasser füllte. Sie schlurfte auf den Flur, fing vor seiner Türe an, den Boden aufzunehmen. Die nassen Fäden des Mopps schlugen auf den Boden. Er lauschte den Geräuschen, dem Mopp, ihren Füßen, dem Eimer, den sie vor sich herschob, ihren Seufzern, ihren schamlosen, ratternden Fürzen. Nachdem sie den Flur gereinigt hatte, nahm sie sich das Badezimmer vor, sang jetzt ein Liedchen. Endlich war sie fertig und schlurfte wieder davon, die Treppe hinunter.

Das Stuhlgangfest konnte beginnen. Er stellte sich ans Fenster, sah die Portugiesin unten ins Freie treten und verschwinden. Langsam ging er zur Türe. Vorsichtig, geräuschlos zog er die Türkette zurück. Er schob den Schlüssel ins Loch, drehte ihn, hörte wie der Riegel in die Türe zurückgezogen wurde. Sein Herz schlug schnell. Die Hand lag auf der Klinke, senkte sich unendlich langsam ab, senkte sich bis zum Anschlag. Er holte tief Atem, lauschte, ob irgendein Geräusch zu hören war. Nichts. Er stiess die Türe einen kleinen Spalt weit auf, wartete ein paar Sekunden und bewegte seinen Kopf dann soweit vor, dass er mit einem Auge auf den Flur hinausblicken konnte. Es war niemand zu sehen. Er öffnete die Türe weiter, blickte zwischen den Scharnieren hindurch, ob sich etwa jemand dahinter versteckte. Dann schaute er wieder den Flur hinunter, hörte keine Geräusche. Seine Hände zitterten. Er trat hinaus, schloss die Türe und stand im Flur. Dann rannte er bis zur Badezimmertüre, der nächsten Türe auf der linken Seite des Flurs. Diese öffnete er leise, doch

schnell, trat ins Bad, schloss ab und ging hinüber zur Toilette. Hastig bedeckte er die Klobrille mit Klopapier, versicherte sich, dass keine Stelle frei blieb. Nachdem alles zu seiner Zufriedenheit vorbereitet war, setzte er sich. Er drückte und presste, verrichtete sein Geschäft. Es lief gut. Die Nervosität blieb. Sties da nicht jemand die Hauseingangstüre auf? Hörte er keine Schritte auf der Treppe? Einbildung. Er wischte sich ab, stand auf und ging zur Türe, öffnete sie so langsam, wie er zuvor seine Zimmertüre geöffnet hatte, und prüfte wieder den Flur. Nichts. Schnell ging er zur Toilette, drückte die Spülung, und rannte in sein Zimmer zurück, wo er seine Hände wusch. Die Fliege war noch da. Sie sass am Fenster.

18

Das Wetter veränderte sich. Sie sass auf dem Gitter und spürte, dass Regen kurz bevorstand. Schon fielen vereinzelt Tropfen nieder. Es wurden immer mehr. Immer grösser, dichter und schneller fielen sie, schlugen auf dem Fensterbrett auf. Feine Wasserspritzer benetzten ihren Körper. Sie flog ins Innere des Zimmers und setzte sich an die Decke. Der Mensch ging zum Fenster, woher ein Luftzug ins Zimmer strömte, und schloss es. Sie verstand nicht, was er getan hatte, sah keinen Unterschied. Doch sie merkte, dass der Luftstrom abgestorben war.

19

Seine Schüler hatte er, die einen mehr, andere etwas weniger, bis zuletzt gemocht und gut ertragen. Das hatte auch an ihrem Geruch gelegen. Vielleicht war es Einbildung. Doch er hatte geglaubt festzustellen, dass Menschen ab einem gewissen Alter einen häufig recht unangenehmen Geruch ausströmten. Wenn er an Erwachsenen vorbeigegangen war, so hatte er immer tief Luft geholt und war ohne zu atmen an ihnen vorübergeschritten, und wenn sie ihm entgegenkamen, so hatte er die Luft angehalten, kurz bevor sie auf gleicher Höhe mit ihm waren, und nicht eher wieder geatmet, bis jener Luftzug, den man verspürt, wenn man gerade von jemandem passiert wurde und der einem am intensivsten den Geruch des anderen in die Nase trägt, vorbeigezogen war. Das hatte einige Monate nach dem Gartenfest angefangen, bereits zu der Zeit, als er das Haus nur noch zur Arbeit und zum Einkaufen verlassen hatte und Freunde, die ihn noch hatten sehen wollen, ihn nur noch in seinem Haus oder dem wild wuchernden Garten zu Gesicht bekamen.

Die Schüler hatten nicht so gerochen. Vielleicht war es bei Erwachsenen der Geruch der eingebildeten Vollendung, der scheinbaren Komplettierung der eigenen Person. Vielleicht roch man so, wenn man glaubte, zu sein, nicht mehr werden zu müssen, sich selbst so weit entwickelt zu haben, wie man sich eben entwickeln konnte. Vielleicht stank man dann so widerwärtig menschlich. Aber auch wenn ihm die Gesellschaft seiner Schüler erträglicher gewesen war als die Erwachsener, so hatte er doch begonnen, sich in den engen Schulzimmern immer unwohler zu fühlen. Seit langem war er mit dem

Fahrrad oder dem Auto zur Schule gefahren, um sich im Bus nicht der Gegenwart anderer Menschen auszusetzen. Hätte er zur Schule kommen können, unterrichten und danach wieder nach Hause fahren, ohne sich mit Leuten unterhalten zu müssen, möglicherweise wäre es nie soweit gekommen. Er hatte aufgehört, in den Pausen das Lehrerzimmer aufzusuchen, hatte Gespräche mit Lehrerkolleginnen und Lehrerkollegen gemieden, sich knapp gegeben, wenn er doch wieder einmal angesprochen worden war. Er hatte Sitzungen geschwänzt, Kopfschmerzen, Beerdigungen und Hochzeiten als Entschuldigung angegeben. Das hatte nicht lange gut gehen können. Schon gar nicht an jener Schule, in deren Lehrerzimmer der Rektor ein Spruchband mit den Worten *Der Lehrberuf ist ein Mannschaftssport!!!* aufgehängt hatte. Er war seiner Entlassung mit der Kündigung zuvorgekommen.

20

Seit zwei Tagen erwachte er morgens, las laut vor sich hin, frühstückte, las weiter, zeichnete die Dose ab, machte seine Übungen, las, kochte und ass und las dann wieder, bis er einschlief. Die Fliege drehte ihre Runden durchs Zimmer, bevor es sie wieder an eines der Fenster zog. Wenn er ass, setzte sie sich oft auf seinen Teller. Er verscheuchte sie nicht mehr. Manchmal sprach er mit ihr, um die Fortschritte, die er machte, an einem Lebewesen auszuprobieren. Es gefiel ihm, sich mit ihr zu unterhalten. Er stellte sich vor, wie sie ihm Fragen stellte und Antworten gab, sprach mit ihr über das Essen, das Wetter, über seine Bücher, erklärte, was er gerade tat.

„Was hältst du von diesem Fisch?“, fragte er beispielsweise am zweiten Tag, dem dritten seit die Fliege eingezogen war. „Schmeckt er gut? Schmeckt er nach Fisch, oder hat die Konservendose seinen Geschmack zerstört?“

„Der Fisch ist gut“, sagte die Fliege dann. „Weisst du, dieses ganze Gerede von den Vorzügen frischer Produkte ist blosses Wunschdenken. Da spricht die menschliche Angst vor dem Fortschritt, das Misstrauen gegenüber der Veränderung. Und wenn der Fisch nicht nach frischem Fisch schmecken würde? Wieso wäre das ein Problem? Er schmeckt uns doch gerade so, wie er ist.“

„Das stimmt“, gab er zu, „aber dennoch würde ich beispielsweise sehr gerne wieder einmal einen frischen Apfel essen.“

„Ach was. Man muss lernen, sich zu begnügen. Die getrockneten Äpfel schmecken ausserdem noch viel süsser als frische. Und wie oft wurdest du enttäuscht? Wie oft war das Fruchtfleisch mehlig? Wie oft verzogst du dein Gesicht, weil der erste Bissen sauer war? Wie oft hatte sich ein Wurm den selben Apfel zum Verzehr ausgesucht?“

„Du hast recht“, sagte er.

„Schau dir all die Vorräte an, die du angesammelt hast. Hast du nicht alles, was du brauchst? Wenn ich du wäre, dann wäre ich sehr zufrieden“, sagte sie. Er wollte seine Bettwäsche waschen. Es war ein grosses Glück, dass das Waschbecken viel Platz bot.

„Was tust du da?“, wollte die Fliege wissen. „Erklär mir bitte, was du machst.“

„Als erstes koche ich Wasser auf“, sagte er. „Weisst du, damit Bettwäsche richtig sauber wird und alle Milben absterben, sollte man sie von Zeit zu Zeit kochen.“

Er füllte zwei grosse Pfannen mit Wasser und setzte sie auf den Herd. „Siehst du diesen Stöpsel? Damit kann ich das Waschbecken abdichten. Und das hier, das ist Handwaschmittel. Eine ganz vorzügliche Erfindung.“

Er legte die beiden Leintücher ins Becken, leerte Waschmittel darüber und goss dann das kochende Wasser nach. Mit einer Holzkelle rührte er im Becken, um das Mittel zu verteilen. Während dieses seine Wirkung tat und das Wasser abkühlte, gab er etwas Zucker und Wasser in eine Untertasse, zerdrückte den Zucker mit einem Löffelchen, und stellte das Ganze aufs Fensterbrett. Es dauerte eine Weile, bis die Fliege sich locken liess. Bald setzte sie sich aber auf die Untertasse und begann, den süssen Trunk zu schlürfen. Er stand daneben und schaute ihr dabei zu. Dann nahm er die Schere und begann, sich vor dem Spiegel über dem Waschbecken die Haare zu schneiden. Nachher rasierte er sich.

21

Seit sie ihre Eier abgelegt hatte, war die Fliege ruhig. Nach wie vor sass sie oft am Fenster, versuchte rauszukommen. Aber eigentlich war sie ganz zufrieden. Sie ass vorzüglich.

22

Als er einmal gekündigt hatte, war alles recht schnell gegangen. Zuerst hatte er sich natürlich ins Haus zurückgezogen. Er hatte die Gewohnheit angenommen, immer grössere Einkäufe zu tätigen, um weniger oft einkaufen gehen zu müssen. Dass seine Ersparnisse nicht lange reichen würden, wenn er nicht mehr arbeitete, war ihm schnell klar geworden. Zwei Möglichkeiten waren ihm geblieben. Die eine war gewesen, einen Psychiater aufzusuchen und sich um eine Invalidenrente zu bemühen. Er hatte sich für die andere entschieden. Verschiedene kleine Wohnungen waren in Frage gekommen. Von allen Inseraten war ihm eines als das vorteilhafteste erschienen. Er hatte es besichtigt und sich beworben. Wahrscheinlich war er der einzige Bewerber gewesen. Wer wollte schon so abgelegen wohnen? Jedenfalls hatte man ihn als neuen Mieter ausgewählt und ihm den Mietvertrag zugeschickt. Das kleine Studio im Haus neben dem Altersheim kostete hundertfünfzig Franken im Monat. Zwar fehlten Dusche und Toilette im Zimmer, ansonsten bot die Wohnsituation aber nur Vorteile. Haus und Altersheim waren auf einem Hügel gebaut, wo keine anderen Häuser standen. Es war ein Dorf, in dem er keine Menschenseele kannte, ein Hügel, der von Menschen bewohnt wurde, die schon beinahe zu den Toten zählten.

Nach dem Verkauf seines Hauses hatte er das Geld beisammen, welches er seinen Berechnungen zufolge benötigte. Es hatte nichts gegeben, was ihn

hätte halten können. Familie hatte er keine. Zu den entfernten Verwandten, die noch leben mochten, hatte er seit Ewigkeiten keinen Kontakt mehr. Er war bereit gewesen, die wenigen treuen Freunde, die letzten, die ihm geblieben waren, zu enttäuschen. Es war ihm nicht leicht gefallen. Aber es hatte viel zu tun gegeben und wenig Zeit für Zweifel. Während dreier Monate hatte er geplant, eingekauft, war mit dem Auto gependelt zwischen dem Haus, welches er zusammen mit seiner Frau gebaut hatte, und dem Zimmer, in welchem er den Rest seines Lebens verbringen wollte. Er hatte sein ganzes Hab und Gut verkauft, alles, was Käufer gefunden hatte. Wenige Kleider, ein paar Bücher und andere Kleinigkeiten hatte er behalten. Was er nicht hatte verkaufen können, hatte er in Brockenhäuser gebracht oder entsorgt. Endlich war er bereit gewesen, das Zimmer so eingerichtet, dass es ihm an nichts fehlen würde. Als Letztes hatte er die Pistole besorgt. Für den Fall einer unheilbaren Krankheit. Am Schluss waren noch Fotos, Briefe und andere Erinnerungen an seine Frau geblieben. Er hatte alles verbrannt und sich gewundert, dass bei den Tränenströmen, die aus seinen Augen gestürzt waren, überhaupt ein Feuer brennen konnte. Nichts sollte ihn erinnern an seine Zeit als Mensch unter Menschen.

23

„Geht es uns nicht gut hier drinnen?“, fragte er.

„Doch, natürlich. Wir haben ja alles, was wir uns träumen können“, antwortete die Fliege.

Er sass am Tisch, nahm ein Blatt Papier, schrieb die Zahl 585 in die linke untere Ecke, startete die Uhr, und begann zu zeichnen. Es fiel ihm schwer, sich zu konzentrieren. Ständig unterbrach er und hielt Ausschau nach der Fliege.

„Was machst du da?“, fragte sie.

„Jetzt nicht. Lass mich“, sagte er genervt.

Er zeichnete weiter. Lange bevor er die Umriss der Dose skizziert hatte, wusste er, dass es heute nichts werden würde. Trotzdem machte er weiter.

„Sei jetzt bitte still. Das hier ist wichtig!“, rief er der Fliege zu. Sie hatte nichts gesagt, sass still an der Decke.

Die Rillen wollten ihm nicht gelingen. Sie waren unterschiedlich breit, verliefen nicht parallel. Er spitzte den Bleistift, fing an zu schattieren. Seine Striche waren zu ungenau, mal zu lang, mal zu kurz. Seine Hand war unruhig, sein Bein wippte stärker als sonst. Eines der vertrockneten langen Blätter der einen Zimmerpflanze löste sich und segelte zu Boden. Er schnaubte, kritzelte weiter, entweder zu druckvoll oder zu weich. Er stoppte die Uhr. 3 Stunden und 25 Minuten. So lange hatte er nie gebraucht, das wusste er, ohne nachzusehen. Er nahm Blatt Nummer 1 hervor, hielt beide Zeichnungen nebeneinander. Vor Wut schrie er auf, zerriss das neueste Werk der Länge nach, warf die beiden Hälften zu Boden.

Eine Stunde später war er wieder ruhig. Er hatte die Blatthälften mit Klebeband zusammengeklebt und auf den Stapel gelegt. Jetzt lag er auf dem Bett und starrte an die Decke.

„Erzähl mir von draussen“, bat er die Fliege.

24

Die ersten Wochen waren nicht leicht gewesen. Er hatte sich ständig davor gefürchtet, dass jemand an die Türe klopfen könnte, dass ihn vielleicht doch jemand vermisste, ausfindig gemacht hatte und eine Erklärung für sein Verhalten fordern könnte. In der Tat wäre es ihm sehr schwer gefallen, sich zu erklären. Während der Monate der Vorbereitung war er in einem Rausch, in einer Art Trance gewesen. Er hatte ein Ziel gehabt, hatte auf dieses hingearbeitet, ohne sein Handeln zu hinterfragen, ohne viele Gedanken an die Konsequenzen zu verschwenden. Wie er seinen Alltag meistern, die Stunden, Tage und Wochen gestalten würde, darüber hatte er nicht wirklich nachgedacht. Zuvor, als er noch im Haus gewohnt hatte, da war ihm die Einsamkeit leicht gefallen. Dies vor allem deswegen, weil es allen, die etwas von ihm gewollt hatten, möglich gewesen war, ihn zu besuchen. Viele Leute hatten gewusst, wo er wohnte. Türglocke und Telefon waren immer mal wieder in seine Einsamkeit eingedrungen. Er hatte das Alleinsein so sehr genossen und problemlos ausgehalten, weil er es ständig hatte verteidigen müssen, weil es permanent hatte gestört werden können. Es war ihm so wertvoll erschienen, weil es gefährdet gewesen war.

In den ersten Wochen im Zimmer war ihm Stück für Stück bewusst geworden, was sein Rückzug in die Einsiedelei bedeutete. Es waren Zweifel gekommen, Ängste. Sobald er Schritte auf dem Flur vernommen hatte, war er erstarrt, hatte sich kaum getraut, zu atmen. Oft war er im Kreis gegangen, hatte versucht, an nichts zu denken, stundenlang. Mit der Zeit war ihm bewusst geworden, dass er sich beschäftigen musste. Er hatte mit den Leibesübungen angefangen. Er hatte sich nicht getraut, sich im Internet Filme anzusehen oder Musik zu hören. Jemand hätte ihn hören können, hätte an die Türe klopfen und ihn nach einem Ei, ein bisschen Zucker fragen können. Ein paar Mal hatte er es mit Kopfhörern versucht. Doch die Tatsache, dass er dann keine Aussengeräusche mehr hören konnte, hatte er nicht ausgehalten. Wie ein Beutetier brauchte er seine Ohren, die ihn vor nahender Gefahr warnten. Anfangs hatte er hin und wieder masturbiert. Irgendwann hatte er damit aufgehört, das Interesse schlicht verloren, keine sexuellen Gedanken mehr gehabt. Er hatte begonnen zu meditieren, hatte so viele Stunden zugebracht. Er hatte sich bei der körperlichen Er-tüchtigung so angestrengt, dass er viel schlafen konnte. Nach den ersten Monaten war er ruhiger geworden, hatte mit den Zeichnungen angefangen. Eine Zeitlang war er dann vielleicht einigermaßen glücklich gewesen. Lange hatte das aber nicht gedauert. Seine Zufluchtsstätte hatte sich immer mehr in ein Gefängnis, in eine Falle verwandelt. Die Kraft für einen Ausbruch hatte ihm

gefehlt. Er hatte unter schweren Depressionen gelitten, war nur noch aus dem Bett gestiegen, um die Dose abzuzeichnen. Die Dose hatte ihm wahrscheinlich das Leben gerettet. Die Dose, die Liegestützen, die Knie- und die Rumpfbeugen. An einem Abend hatte er sich die Pistole zwischen die Zähne gesteckt. Lange hatte er so dagesessen, die Pistole nur aus dem Mund gezogen, um den Speichel hinunterzuschlucken, der sich im Mund gesammelt hatte und der sonst in den Pistolenlauf geflossen wäre. Nach zwei Stunden hatte er sich auf den Rücken gelegt, so, dass er schlucken konnte, ohne seine Selbstmordhaltung zu unterbrechen, damit er die Pistole ja nicht in dem Moment hätte herausziehen müssen, in dem er sich zum Abdrücken entschieden hätte. Er hatte den Kopf zur Seite gedreht, Hand und Pistole auf dem Kopfkissen abgestützt. So war er eingeschlafen, am nächsten Morgen mit der Pistole neben dem Kopf erwacht. Ein Wunder, dass er sich nicht im Schlaf erschossen hatte. Er hatte einsehen müssen, dass er nicht zum Selbstmörder taugte. Zum Selbstmörder musste man geboren sein. Und dann hatte sich sein Überlebenswille wieder geregt. Er hatte die Tage hinter sich gebracht, den nächsten immer etwas leichter als den letzten. Er hatte aufgehört, zu hadern, nachzudenken. Er war abgestumpft.

25

Sie flog auf seinen Arm, trippelte auf und ab, probierte seinen Schweiß. Sie konnte sich ihm gefahrlos nähern. Dieser Mensch, von Natur aus ein schwerfälliges Tier, war absolut harmlos. Die Vorsicht, mit dem sie ihm normalerweise begegnet wäre, war absoluter Sorglosigkeit gewichen.

26

„Was willst du denn hören?“, fragte sie.

„Irgendetwas. Erzähl mir vom Wind, von der Sonne, vom Regen.“

„Ach, was gibt es da schon zu erzählen. Wind, Sonne und Regen, das ist nichts Besonderes. Erzähl du mir lieber noch einmal, wie du dir ausgerechnet hast, wie viel Zahnpasta, wie viele Zahnbürsten, wie viele Stück Seifen du brauchen würdest“, meinte sie.

„Nein, das ist eine langweilige Geschichte. Du kennst sie schon. Erzähl mir von Wäldern und Wiesen, von Vögeln und Kühen, von den Bergen.“

„Wieso soll ich dir davon erzählen? Du kennst diese Geschichten doch auch schon. Du warst in den Wäldern, auf den Wiesen, du hast die Vögel gehört, sahst die Berge.“

„Ich habe alles vergessen“, sagte er. „Bitte, erzähl mir davon.“

„Das einzig Interessante an den Kühen sind die Kuhfladen, die sie auf den Weiden hinterlassen“, sagte die Fliege in einem letzten Versuch, dieses Gespräch abzubrechen. Sie hoffte, er würde etwas sagen wie: „Du hast immer nur Scheisse im Kopf“, und sich wütend wegrehen. Stattdessen lachte er.

„Genau, die Kuhfladen. Man muss vorsichtig sein, wenn man über

Weiden wandert. Meine Frau ist einmal in einen Kuhfladen getreten und ausgerutscht. Ihr ganzer Hintern war braun und zog während Stunden die Fliegen an.“

Er lachte bei der Erinnerung. Dann lief ihm eine Träne übers Gesicht.

„Erzähl mir von Seen“, sagte er.

„Die Seen, was soll ich dir von den Seen erzählen?“ Die Fliege räusperte sich. „Die Seen sind meist blau, die Farbe ist wetterabhängig, da sie ja den Himmel reflektieren. An schönen, windstillen Tagen können sie wie Spiegel sein. Grosse Spiegel, die mitten in der Landschaft liegen. Schaut man aus der Höhe auf sie hinunter, sieht man Wälder, Berge und Wolken darin. Steht man am Ufer, dann hört man, wie sie leise glucksend zum Baden laden. Sie sind klar, man sieht bis zum Grund hinunter, und doch blickt man auch in sein eigenes Gesicht. Folgt man ihrem Ruf, so lohnen sie den Mut mit unvergleichlicher Erquickung. Man kann schwimmen, tauchen, sich auf den Rücken legen und leicht mit den Füßen schlagen, in den Himmel hinaufblicken und sich gleichermassen im Himmel wähen, der ja im Wasser abgebildet ist. Es ist dann, als würde man fliegen. Das tut man ja eigentlich auch. Man fliegt durch das rätselhafte Element Wasser. Weit über dem Grund. Wenn aber der Wind weht, so ändern die Seen ihre Farbe. Sie werden dunkelblau, ihre Oberfläche wird vom Wind aufgeraut. Schaut man aus der Distanz, so sieht man die wunderbarsten Muster sich bilden. Manchmal werden die Winde zu Gewittern. Es blitzt und regnet, graue Wellen türmen sich auf, schlagen ans Ufer, weisse Gischt rast in schwindelerregendem Tanz hin und her, auf und ab. Doch die Seen, so grandios sie sind, sie sind nur die kleinen Brüder ihrer grossen Schwestern, der Weltmeere.“

Die Fliege hielt inne. Sie sah ihn an. Tränen rannen über seine zerfurchten Wangen. Wie lange hatte er kein Meer mehr gesehen?

„Erzähl mir von den Wäldern“, bettelte er.

„Die Wälder, über die Wälder gibt es nicht viel zu sagen. Die Wälder sind grün. Sie können grösser oder kleiner, wilder oder zahmer sein. Es gibt Tannenwälder und Laubwälder. Bäume und andere Pflanzen wachsen darin in den unglaublichsten Formen und Farben. Man kann durch die Wälder streifen, sehen, wie sich die Art der Bäume verändert, wie sie einmal höher, einmal weniger hoch aufschliessen, einmal dichter stehen, dann wieder um sonnige Lichtungen herum, auf denen Erdbeeren wachsen. Folgt man einem Wald in die Höhe, so kommt man irgendwann zur Baumgrenze. Darüber wachsen keine Bäume mehr. Blickt man dann hinunter, so fühlt man sich wie auf einem Festungsturm, der von fremden Soldaten belagert wird. Geht man über den Waldboden, so spürt man, wie weich er ist. Man hört Äste knacken und Tannennadeln rascheln, man sieht Rehe und Füchse, riecht Harz und Blumendüfte. An manchen Stellen ist es dunkel. Dann dringen wieder Sonnenstrahlen durchs Blätterdach, wie Scheinwerfer, die auf eine besonders schöne Stelle

hinweisen. Setzt man sich hin und blickt sich mit scharfem Auge um, so wird man eine unendliche Vielfalt von kleinen und grösseren Tieren entdecken. Käfer, Ameisen, fliegende Insekten, Mäuse und vieles mehr. Alle gehen sie emsig ihrer Arbeit nach und kümmern sich wenig um den Menschen, der sich in ihre Welt gesetzt hat. Die hiesigen Wälder sind wunderschön, doch im Vergleich zu ihren grossen Brüdern, den Urwäldern, erscheinen sie wie kleine Blumenbeete.“ Einen Urwald hatte er nie besucht. Er schluchzte jetzt, konnte kaum noch sehen, das Gesicht war feucht, die Tränen liefen an seinem Hals hinunter. Während die Fliege weiter erzählte, schlief er ein.

27

Sie setzte sich auf sein Gesicht. Es war feucht. Mit ihrem Rüssel probierte sie die Flüssigkeit. Sie schmeckte salzig und nahrhaft. Gierig trank sie seine Tränen.

28

Während dreier Tage hatte er im Bett gelegen und sich von der Fliege erzählen lassen. Er hatte Wasser getrunken, zwischendurch eine Dose mit Thunfisch und ein paar Trockenfrüchte gegessen. Die meiste Zeit über hatte er aber nur dagelegen und geweint. Es war der Morgen des vierten Tages. Er erwachte. Es war schon hell im Zimmer. Die Fliege sass an der Wand neben seinem Bett. Sie war still. Er grüsste sie. Sie blieb stumm. Er stand auf und bereitete sich sein Frühstück, wie er es jeden Morgen tat. Nachdem er gegessen hatte, öffnete er die Tasche im untersten Regal. Er entnahm ihr das Hemd und den Anzug, die er vor langer Zeit eingepackt hatte. Seit er eingezogen war, hatte er die Kleider nie getragen. Er zog sich an. Vor dem Spiegel rasierte er sich. Er öffnete das Fenster. Die Nacht über hatte es geregnet. Es hatte abgekühlt. Die Luft war rein gewaschen. Die Sonne schien, einige weisse Wolken zierten den Himmel. Von den Bäumen tropfte es golden. Er setzte sich auf die Bettkante. Lange Zeit sass er unbeweglich. Die Fliege flog auf sein Bein, studierte die Anzughose. Sie ging auf und ab, flog auf seinen Kopf, ging von einer Schulter zur anderen. Er stand auf, gab etwas Zucker und einen Tropfen Wasser in seine linke Hand. Die Fliege liess sich nicht lange bitten. Sie setzte sich in seine Hand. Eine Weile blieb er in der Mitte des Zimmers stehen. Dann ging er langsam auf die Türe zu. Er zog die Kette zurück und steckte den Schlüssel ins Loch. Noch einmal liess er einen Blick durchs Zimmer schweifen. Die rechte Hand drehte den Schlüssel um, öffnete langsam die Türe. Vorsichtig trat er in den Flur hinaus. Die Fliege blieb in seiner Hand. Schritt für Schritt durchmass er den Flur. Seine Beine wurden sicherer. Er ging etwas schneller. Als er bei der Treppe anlangte, blickte er nach unten. Er kannte den Weg, stieg die Stufen hinunter. Unten blieb er stehen. Vor ihm war die Türe. Die Türe, durch die er vor fast zwei Jahren zum letzten Mal geschritten war. Er drückte die Klinke nach unten und stiess die schwere Türe auf. Niemand war zu sehen. Langsam hob er die Hand vor seinen Körper und aus der Türe raus. Er streckte die

Finger aus. Die Fliege sass auf seiner Handfläche. Sie flog nicht fort. Er drehte die Hand um. Die Fliege blieb sitzen. Er schüttelte die Hand und rieb den Zucker weg. Sie flog auf, setzte sich dann wieder auf die Hand. Mit zitterndem Bein machte er einen Schritt aus der Türe raus. Noch einen Schritt, und er stand im Freien. Die Sonne schien ihm ins Gesicht. Ein Regentropfen fiel vom Dach herunter und landete auf seiner Stirn, rann ihm ins Gesicht. Er wischte ihn nicht weg. Er lächelte. Die Fliege ging bis zum Ende seines ausgestreckten Mittelfingers. Sie putzte mit ihren Beinen den Körper und die Augen. Dann flog sie davon. Er blickte ihr versonnen nach, sah sie zwischen den Bäumen verschwinden. Eine Weile blieb er stehen. Er war alleine. Plötzlich hörte er Schritte. Die Portugiesin. Bevor sie um die Hausecke kam, drehte er sich um, öffnete die Türe, rannte die Treppe hoch, durchquerte den Flur, stürzte in sein Zimmer und schloss sich ein.

29

Die erste Fliege schlüpfte aus ihrem Larvenkostüm und suchte den Ausweg. Oben angelangt putzte sie sich und probierte ihre Flügel aus. Vom Abfallsack aus flog sie zum Fenster.

30

Er hörte ein Summen, drehte den Kopf, und starrte ungläubig auf die Fliege am Fenster.

31

Auf dem Abfallsack machte sich die zweite Fliege zum Abflug bereit.

Frédéric Zwicker, geboren 1983 in Lausanne, aufgewachsen in Rapperswil-Jona. Studiert Germanistik, Geschichte der Neuzeit und Philosophie an der Universität Zürich und arbeitet als freischaffender Journalist für die *Zürichsee-Zeitung* und die *Südostschweiz – See und Gaster*. Diverse Auftritte an Poetry Slams.

Impressum

Redaktion: Kulturamt des Kantons Thurgau, Monika Schmon

Gestaltung: Susanna Entress, Frauenfeld

Druck: Printhoch3, Konstanz

© Texte und Bilder bei den Autoren

© Foto von Anna Elisabeth-Meyer bei Tom Fritz

